

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Belehrende und unterhaltende Geschichten]

[urn:nbn:de:bsz:31-340008](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-340008)

Zum einundsiebentzigsten Geburtstage

des

Wanderers am Bodensee.

Und wieder naht mit frohem Gruße
Der Wanderer vom Bodensee;
Er kommt noch immer flott zu Fuße,
Deckt auch den Scheitel schon der Schnee.

Wie er dereinst vor siebzig Jahren
Das Ränzle auf dem Rücken trug,
Das Haupt unwallt von blonden Haaren,
Als ihm das Herz voll Sehnsucht schlug,

So schwenkt den Hut er heute wieder
Und naht mit einem Freudensprung:
Der See macht ihm die alten Glieder
Durch seine Reize wieder jung.

Grub auch das Alter tiefe Falten
Und schwere Furchen in die Stirn',
Noch sieht er trene Wache halten
Des Säntis sonnbeglänzten Firn.

Und sind gebleicht der Schläfe Locken,
Zerzaust von manchem wilden Sturm,
Es grüßen ihn die Abendglocken
Wie sonst vom alten Münsterturm.

Statt der zerfall'nen Mauerbogen
Mit ödem Schutt und Trümmerstaub
Umspülen schmeichelnd jetzt die Wogen
Des Seeparks üppig grünes Laub.

Lustwandelnd durch die Schattengänge
Das Volk am Feierabend lauscht,
Wie nach dem Takte heit'rer Klänge
Es vom Kiosk melodisch rauscht.

Noch pocht der Hammer in der Schmiede,
Der Arbeit folget Spiel und Tanz;
Es flücht der segensreiche Friede
Der Wahrheit und der Schönheit Kranz.

Ich sing' noch keine Abschiedslieder,
Sag' ich für diesmal auch Ade;
So kehret hundertjährig wieder
Der Wanderer vom Bodensee.

Wie eh'mals locket Thor und Schwelle
Zur Einkehr den willkommenen Gast,
Und heimlich spendet die Kapelle
Dem Traurigen ersehnte Raft.

Des Mitleids inniges Erbarmen
Manch Liebeswerk verschwiegen übt,
Und suchet den verlass'nen Armen
Und tröstet den, der tief betrübt.

Ja, wo die Menschen so noch lieben,
Da komm' ich gerne zu Besuch;
Drum bin ich selber jung geblieben
In Wort und Bild, in Lied und Sprach,

Erzähle immer noch Geschichten,
Wie Großmama sie gern gehört,
Wie ewig sie die Herzen dichten,
Von eittem Weltschmerz nicht bethört,

Erzähle von den Heldenthaten,
Die unser Vaterland geschützt,
Geb' manches Rätselwort zu raten
Und lehre, was dem Landmann nützt:

Ich laß' zur rechten Zeit ihm regnen,
Die Sonne scheinen auf die Saat;
Er wird mich bei der Ernte segnen
Und danken für den guten Mat.

Auch will ich munt're Wize machen,
Von so gesundem Salz gewürzt,
Daß selbst dem Griesgram bald vor Lachen
Das Wasser aus den Augen stürzt.

Dem Mädchen aus der Fremde gleichen
Möcht' ich, von dem der Dichter singt,
Und jedem eine Gabe reichen,
Der mir sein Herz entgegenbringt.

Eug. Peshier.

Des Volkes Stimme.

Nach einer wahren Begebenheit.

An einem Hochsommertage, die Sonne stand schon tief im Westen und die Schatten wurden allmählich länger, schritt ein einsamer Wanderer ein steiles Sträßlein im Schwarzwalde hinan. Bisweilen machte er Halt und wischte sich, tief aufatmend, den herabrinneuden Schweiß von der Stirne; denn es war schwül und von der Abendkühle noch wenig zu spüren. Hinter der mit dichtem Tannenwalde bewachsenen Bergkuppe stiegen dunkle Wetterwolken auf, und in der Ferne grollte schon der Donner eines herannahenden Gewitters.

Der Mann, welcher sich hie und da mit besorgtem Blicke nach dem drohenden Wetter umschaute, schritt rüstig fürbaß und hatte endlich die Höhe erreicht, von wo sich der Weg hinab senkte zu einem tief eingeschnittenen Waldthale, in dem ein rauschendes Bergwasser in raschem Laufe der Donau zuellte.

Von dort konnte man hinab sehen an das Wildwasser und den Giebel eines strohbedeckten großen Wälderhauses erblicken, von dem der Rauchaufstieg in die schwüle Luft.

Mit einem halblauten „Gott sei Dank“ begrüßte unser Mann den ersehnten Unterschlupf; denn das Wetter war allmählich herangezogen, und schon fielen einzelne schwere Tropfen.

Der Reisende war jedenfalls nicht im Walde heimisch; denn er trug nicht die Tracht der Gegend, sondern eine blaue Bluse und eine Mütze mit gerabestehendem Schilde, wie es im Welschlande üblich. An ledernem Riemen hing ihm eine neue Tasche über der Schulter, und ein dünnes Röhrchen ersetzte den sonst üblichen Bergstock. Ein Jüngling war der Fremdling nicht mehr. Der nach französischer Art gestutzte Knebelbart war fast weiß und das

kurzgeschorene spärliche Haupthaar stark mit Grau untermischt. Der Blumenmann konnte ein hoher Fünfziger sein, das Alter machte sich schon fühlbar; denn der Marsch im Gebirge hatte ihn sichtlich ermüdet.

Schon goß der Regen in Strömen, als der Mann das schützende Obdach erreichte. Es war die Erlenmühle, ein ächtes Schwarzwälder Holzhaus, mit weit herabhängendem Dache und vielen kleinen grünangestrichenen Fenstern.

Der Erlenmüller betrieb in dem einsamen Gehöfte, das stundenweit von den nächsten Ortschaften entfernt war, eine einträgliche Wirtschafft und war als vermöglicher Mann bekannt.

Als der Fremde, die Wassertropfen abschüttelnd, in die holzgetäfelte niedere Stube trat, saß dort schon eine kleine Gesellschaft beim Trunk, welche das Wetter gleichfalls unterwegs

überfallen, und die hier willkommenen Schutz vor dem Unwetter gefunden hatte. Willig rückten die Gäste zusammen, als der Ankömmling an dem Eckische unter dem Kreuzstabe bei ihnen Platz genommen, und bald entwickelte sich, wie es auf dem Laude üblich, ein lebhaftes Gespräch über das Woher und Wohin.

Der Müller hatte dem Gaste einen Schoppen Wein und Käse gebracht und dabei die Frage an ihn gestellt, ob er wohl heute Abend noch weiter reisen wolle?

„Das versteht sich,“ antwortete der Gefragte, „ich will noch auf die Oberreuthhöfe!“

„Alle Wetter,“ meinte da ein Schweinehändler, der auch am Tische saß, „da habt Ihr noch ein gut Stück Wegs und ein häßliches dazu.“

„Nun, wie weit schätzt Ihr's noch?“



Mit einem halblauten „Gott sei Dank“ begrüßte unser Mann den ersehnten Unterschlupf.

„Um“ entgegnete der Wirt, „wenn Ihr gut lauft, noch so vier bis fünfthalb Stunden. Ich mein', Ihr blicbet lieber zu Nacht hier!“

„Geht nicht, geht durchaus nicht, sacre-bleu, ich hab' mich angezeigt, sie warten auf mich. Aber einen guten Tropfen will ich noch trinken, es marschirt sich leichter. Was habt Ihr für n'en Wein?“

„Wenn Ihr mir folgt,“ sagte der Schweinehändler, „so trinkt einen Glotterthäler; der treibt das Fuhrwerk.“

Die andern stimmten bei.

„Soll ich?“ fragte der Wirt.

„Ja, bringt eine Flasche und vier Gläser! Die andern müssen auch mittrinken; ich feiere so eigentlich die Heimkehr. Sacre-bleu, da sollen andere sich auch freuen! Wein her!“

„He,“ rief der Schäfertoni, der auch bei der Gesellschaft war, „he, seid Ihr denn kein Franzos?“

„Franzos! Ja, wie Ihr wollt, ich bin auch ein Franzos und doch ein Wälder! Doch da kommt der Wein — allons, wir wollen den Schwarzwald leben lassen!“

Die Männer stießen an und schlürften behaglich den schweren, goldgelben Glotterthäler.

„Da muß ich doch kurios fragen“, sprach neugierig ein Uhrmacher, der vierte im Bunde, — „Ihr seid ein Franzos und doch ein Schwarzwälder, wie soll das stimmen?“

Der Halbfranzos zog ein Päckchen mit kurzen Cigaretten aus der Blusentasche, zündete sich eine an, spuckte, wie es die Welschen thun, ein paar Mal aus und begann:

„Ja, seht — geboren bin ich auf dem Walde und zwar auf den Oberreuthhöfen, bin aber etwa vor 50 Jahren schon mit meinem Vater, der Uhrmacher war, wie ich, in die französische Schweiz nach La Chaux-de-fonds ausgewandert und in der langen, langen Zeit bin ich zum Franzosen geworden, aber — sacre-bleu, mein Deutsch hab' ich nicht verlernt.“

„Und jetzt kehrt Ihr heim?“ fragte der Schäfer. „C'est ça — jetzt fehr' ich heim, der Reuthhöfer Bauer ist mein Geschwisterkind und in La Chaux-de-fonds hab' ich keinen Menschen mehr. War mein Lebtag ein lediger Gesell!“

„Aha, ich verstehe“, lachte der Schweinehändler, „jetzt wollt Ihr dem Reuthhöfer in den Schmalzhafen sitzen?“

„Was? ich brauch', seinen Schmalzhafen nicht — ich hab' Geld genug für den Rest, — Allons, noch eine Flasche, was liegt an ein paar Fränk!e!“

Die Gesellen ließen sich nicht lange bitten, und aus der einen Flasche wurden mehrere. Der starke Wein

war dem alten Uhrmacher zu Kopf gestiegen, und mit etwas schwerer Zunge verlangte er seine Rechnung.

Der Wirt kreidete dieselbe zusammen, und der Fremde griff nach seiner Ledertasche, die er an den Stuhl gehängt, zog eine Schweinsblase heraus, die mit Goldmünzen gefüllt war und gab dem Wirt ein 20-Frankenstück.

Erstaunt sahen die Tischgenossen einander an. — Das hätte wohl keiner vermutet, daß der ziemlich ärmlich aussehende Blusenmann solche Reichtümer besitze.

„Hören Sie, Herr,“ sagte der Müller, den das gesehene Gold plötzlich höflich gemacht, „hören Sie, es wäre doch besser, wenn Sie in der Mühle blieben. Die Nacht ist finster, es regnet und der Weg längs des Wassers ist nicht ohne Gefahr.“

„Ach was“, fiel der Schäfertoni ein, „ich begleite den Herrn bis zum roten Steg, und wenn er einmal über dem Wasser ist, hat es keine Not mehr.“

„Ihr bleibt da, Schäfertoni oder geht allein, — verstanden!“ — entgegnete scharf der Müller, der recht gut wußte, daß der Schäfer gerade kein Mann war, dem man viel Vertrauen schenken konnte. „Mir auch recht“ — verfestete dieser barsch, „wie Ihr wollt — mein Weg ist der weiteste. Guten Abend beisammen!“

Damit griff er nach Hut und Stock und verließ die Stube.

Bergebens waren die Bemühungen, den Franzosen zurückzuhalten; er bestand auf seinem Willen um so mehr, als der starke Wein ihn nur eigensinniger und zänkischer gemacht. Auch er nahm seine schwere Tasche und ging mit wankendem Schritte zur Thüre hinaus.

„So gehen Sie wenigstens die obere Straße,“ rief ihm der Müller nach. Bergebens, er hörte ihn nicht mehr.

„Laßt ihn“, lachte der Schweinehändler, „laßt ihn nur. Die Besoffenen haben ihren eigenen Schutzengel. Ich will mich auch auf die Socken machen, ich gehe die obere Straße, damit ich die Post abfange. Ich muß morgen ins Württembergische. Gehabt Euch wohl, Müller!“

„Wenn nur der Schäfertoni nicht um den Weg wäre“ meinte besorgt der Erklenmüller, „ich traue dem Kerl nicht; er hat schon mancherlei auf dem Mess. Wenn Ihr ihn sehen solltet, so nehmt ihn mit auf die obere Straße, damit er den Fremden nicht trifft. Sonst — glückliche Reise!“

Der Gewitternacht waren, wie es im Gebirge häufig der Fall, einige Regentage gefolgt. Die Wasser waren hoch angeschwollen und die Wege

grundlos. So war auch wenig Besuch in der Erlehmühle; denn, wer nicht gerade notwendige Geschäfte zu besorgen hatte, blieb in seinen vier Pfählen.

Es waren etwa 4 Tage vergangen, seit der Franzose in der Mühle eingekehrt hatte, als durch einen Holzschläger die Nachricht dorthin gelangte, in dem Bette des Wildwassers, etwa eine Stunde unterhalb, sei eine Leiche gefunden worden.

Der Müller erschrad nicht wenig und sprach sofort gleich die Befürchtung aus, es werde der aus Belschland zurückgekehrte Uhrmacher von den Neuthöfen sein, der in dunkler Nacht, in angetrunkenem Zustande in das Wasser geraten und dort verunglückt sei. Am selben Tage wurde der Müller durch einen Gendarmen nach dem nächsten Dorfe geholt, wo man in dem Leichenhäuslein den Toten einstellte. Der Müller brachte ihn gerade sein. Die Leiche wurde untergebracht. Es war kein Zweifel — da lag der „Franzose“, starr und stumm, nur wenig entstellt und, trotzdem das Gesicht durch das Badgeröll zerschunden war, doch wohl erkenntlich.

Mütze, Stof und Tasche fehlten, ebenso die Uhr. Der Müller, der gleich zu Protokoll vernommen wurde, behauptete mit aller Sicherheit, der Verunglückte habe eine Uhr besessen und zwar eine goldene. Bei seiner Anwesenheit in der Mühle habe er nicht nur mehrmals dieselbe aus der Tasche gezogen, sondern auch besonders betont, die Uhr sei ein Andenken aus der Fabrik in La Chaux-de-fonds, in welcher er so lange gewesen, und teilweise eine Arbeit seiner Hände.

Nun, Uhr und Tasche konnten ja durch das wilde Bergwasser abgerissen worden sein; allein sonderbar blieb es immer, daß nicht einmal die Bluse stark zerfetzt, ja selbst in deren Tasche das Päckchen Cigaretten noch vorhanden war.

Allerdings konnte der Verunglückte in der dunklen

Gewitternacht vom schmalen Pfade abgekommen und über den steilen Uferrand hinabgestürzt sein, eine Ansicht, welche auch der Müller äußerte; allein die allgemeine Vermutung der aufgeregten Bevölkerung ging dahin, es habe ein Raubmord stattgefunden.

Diese Ansicht fand einige Unterstützung durch den Erfund der Leichenschau. Der Schädel war nämlich vollständig zertrümmert. Immerhin schien es möglich, daß solches Folge des Hinabschwemmens durch das rauhe, steinige Bachbett war; aber der Kreisarzt zweifelte, daß eine so gewaltige Zerstörung auf diese Weise entstanden sein könne und sprach seine Überzeugung vielmehr dahin aus, die Verletzung sei dem Toten durch einen Schlag mit einem schweren In-

strumente beigebracht und der Körper erst dann — tot oder noch lebend — in das Wasser hinabgestürzt worden. Neue Nahrung fand das Gerücht von dem geschehenen Raubmorde durch einen Fund, welcher gemacht wurde, ehe die Leiche begraben war.

Bauernkin-der, welche, am Flußufer spielend, die Decken durchstrichen,

finden einen glänzenden Rechenpfennig, den sie nach Hause brachten; — es war ein 20-Frankenstück. Die Eltern brachten den Fund zur Anzeige, und nun wurde auf gerichtliche Anordnung an der Fundstelle weiter nachgeforscht. Die Durchsuchung hatte ein überraschendes Ergebnis: einmal fand man noch weitere 3 Zwanzigfrankenstücke, dann aber — und das war von größter Wichtigkeit — die Mütze und den Stof des Verunglückten, sowie ein blutbeflecktes, rotes baumwollenes Taschentuch. Zugleich aber entdeckte man die Stelle am Ufer, wo die Leiche vermutlich hinabgestürzt worden war. Trotz der stattgehabten Regengüsse sah man deutlich, daß der überhängende Uferrand abgebrockelt war, wie wenn ein schwerer Körper darüber hinweggeschleift worden



Der Fremde zog eine Schweinsblase heraus, die mit Goldmünzen gefüllt war und gab dem Wirt ein 20-Frankenstück.

wäre. Die Stelle lag kaum eine Viertelstunde von der Erlemühle entfernt, — noch vor dem roten Steg. Jetzt bestand kaum ein Zweifel mehr, daß der Uhrmacher ermordet worden — aber wer war der Thäter?

Unter der Bevölkerung hatte sich gleich bei Beginn der Untersuchung ein Gerücht verbreitet, das in fast unbegreiflicher Schnelligkeit zu solcher Macht anschwellte, daß der Richter nicht umhin konnte, davon Kenntnis zu nehmen. Es herrschte nur ein einziger Verdacht hinsichtlich des Thäters — es konnte nur der Schäfertoni sein. Wo und wie derselbe entstanden, vermochte freilich niemand anzugeben — er war einmal vorhanden und ließ sich nicht vertreiben. Zu leugnen war nicht, daß zur Begründung dieser Volksmeinung mancherlei Anlaß vorlag. Zunächst war Toni als ein Mann angesehen, dem man eine solche That wohl zutrauen konnte. Er war Soldat gewesen, wegen leichtsinniger Aufführung bestraft, war desertiert und hatte in Algier bei der Fremdenlegion gedient. Als gefährlicher Wilderer bekannt, trieb er sein Geschäft so schlau, daß er nie erwischt werden konnte, obgleich ihm die Jäger scharf aufpaßten. Ein eigentliches Gewerbe hatte er nicht, sondern trieb ab und zu für Händler Schafsheerden nach Frankreich, wobei ihm seine Kenntnis der französischen Sprache sehr zuvorkam. Das Auffälligste aber war, daß er seit dem Abende, an dem er sich in der Erlemühle befunden, spurlos verschwunden war. Natürlich ließ es die Behörde an Nachforschungen nicht fehlen, und als die Verdachtsgründe dringender wurden, erließ dieselbe gegen den Verdächtigen einen Steckbrief.

Die Aufregung in der Umgegend war sehr groß, und sie wuchs noch ins Ungeheuerliche, als die Nachricht kam — der Schäfertoni sei im Elsaß verhaftet, und werde in den nächsten Tagen in der Amtsstadt eintreffen. Noch ehe aber der Angeschuldigte eintraf, ergab sich ein neues Anzeichen welches jeden Zweifel an der Schuld des Schäfers niederschlug. Bei dem Untersuchungsrichter meldete sich eine Kellnerin aus einer Brauerei im Amtsstädtchen — die Geliebte des Schäfertoni. Sie hatte die Kunde vernommen, daß derselbe verhaftet sei, und die Angst, am Ende gar der Mitwisserschaft an einem Verbrechen bezichtigt zu werden, hatte sie angetrieben, eine wichtige Angabe zu machen.

Ihr Geliebter hatte Geld von ihr entliehen und auf ihr Andringen vor seiner Abreise eine Abschlagszahlung gemacht und zwar — mit einem 20-Frankenstück. Jetzt war der Richter von der Schuld des Verhafteten völlig überzeugt und erwartete, unter dem Gewichte der vorhandenen Be-

weisgründe denselben bald zum Geständnis zu bringen. Darin hatte er sich aber gründlich getäuscht.

Als der Toni durch die Gendarmerie eingeliefert worden und vernommen wurde, läugnete er mit Entkräftung das ihm zur Last gelegte Verbrechen.

Er gab unüberholbar zu, er habe damals mit dem Ermordeten in der Erlemühle gezecht, und es sei ihm der reiche Besitz desselben an Goldmünzen aufgefallen; es sei auch wahr, daß er den Wunsch gehegt, das viele Geld möchte ihm gehören — allein der Gedanke einen Raubmord zu begehen, sei ihm ferne gelegen. Wichtig sei auch, daß er sich dem Franzosen zur Begleitung angeboten, weil dieser angetrunken und des Weges unfundig in der finsternen Nacht hätte zu Schaden kommen können. Dies Anerbieten habe er aber aus purer Gutmütigkeit gemacht, sowie aus Dank dafür, daß ihn der alte Mann bewirtet. Daß der Müller mißtrauisch dieses wohlgemeinte Anerbieten abgewiesen, habe ihn gereizt; er habe sich alsbald entfernt und sei den oberen Weg gegangen. An den roten Steg sei er gar nicht gekommen, sondern als das Unwetter ärger geworden, habe er in dem leerstehenden Berghäuslein des Zinkenbauern einen Unterschlupf gesucht und sei dort bis zum nächsten Morgen geblieben.

Auf die Frage, warum er so plötzlich die Gegend verlassen, gab er an, ein Händler von Ulm habe ihn gemietet, eine Heerde nach Frankreich zu treiben, und in dessen Auftrag sei er so schnell abgereist, da ihm dieser Nachricht gegeben. Den Brief besitze er noch.

Auch dafür daß er seiner Geliebten ein 20-Frankenstück gegeben, brachte er einen Grund vor: Der Ulmer Händler habe ihm das Reisegeld durch einen bekannten Krämer der Gegend auszahlen lassen und zwar, weil er nach Frankreich reisen sollte, auf sein Verlangen in französischem Golde. Seiner Geliebten habe er, weil sie dringend um Rückzahlung gebeten, davon 20 Franken verabfolgt, und — um einigermaßen den Abmangel zu ersetzen, habe er einem Juden seine silberne Uhr verkauft.

Auf die Vorzeigung des roten Taschentuchs erklärte er, er kenne dasselbe nicht, habe auch nie ein solches besessen.

Der Verhaftete benahm sich vollständig unbefangen, machte seine Angaben ohne viele Umschweife und der Richter geriet, trotzdem er den Toni noch immer für den Mörder hielt, dennoch in einigen Zweifel.

Zunächst nun wurden die drei Personen vernommen, auf die sich der Schäfer berufen, — der Ulmer Händler, welcher ihm den Auftrag nach Frankreich

gegeben, der Krämer, welcher das Meisegeld vorge-
schossen und der Jude, der die Uhr gekauft haben
sollte.

Wie der Brief, den der Schäfer zuhanden des
Gerichts abgab, auswies, so lautete auch die Aussage
des Händlers von Ulm: Ja, es sei wahr, er habe
den Toni, welcher ihm schon öfters zu seiner Zu-
friedenheit Schafheerden über den Rhein getrieben,
beauftragt, eine solche für ihn nach Frankreich zu
bringen. Er habe auch den Krämer angewiesen, dem
Schäfer einen entsprechenden Vorschuß zu geben.
Der vermögliche Mann gab übrigens dem Angeklag-
ten ein günstiges Zeugnis. Wenn der Toni auch
ein leichtlebiger Mensch sei, so habe derselbe ihm wenig-
stens immer treu und red-
lich gebient und er halte
ihn keines Verbrechens
fähig.

Ähnlich sprach sich der
Krämer aus; er bestätigte,
daß er im Auftrage des
Händlers den Vorschuß
ausbezahlt und zwar, auf
Wunsch des Empfängers,
in französischem Golde.

Auch Mayer, der Käu-
fer der Uhr, machte seine
Aussage ganz entsprechend
den Angaben des Beschul-
digten; die Uhr war noch
in seinem Besitze und wurde
von dem Schäfer als die
feinige anerkannt.

Der Zinkenbauer konnte
nur angeben, daß der Toni
öfter in seinem Berghäuslein und zwar mit seiner
Erlaubnis genächtigt; weiteres konnte oder wollte
er nicht aussagen, — er war ein Jagdgenosse des
Schäfers bei dessen Streifzügen als Wilderer und
hütete sich wohl, dem Untersuchungsrichter irgend
eine Blöße zu geben.

Das war das ganze Ergebnis der Untersuchung.
Der Schäfer blieb freilich in Haft; aber dem Beam-
ten wurde es immer klarer, daß er auf falscher
Fährte sei.

Daß der Fremde von selbst verunglückt — der
Gedanke war wohl ausgeschlossen; aber wer konnte
der Thäter sein? — Der Müller und der Uhrmacher
waren an jenem Abende in der Mühle zurückgeblie-
ben, was sie beweisen konnten; der Schweinehänd-
ler, ein übrigens gut beleumundeter Mann, den
man allgemein für vermögend hielt, war die obere

Straße gegangen und im nächsten Dorfe über Nacht
gewesen. Wer konnte der Mörder sein?

Die Gegend hielt man allgemein für sicher;
umherziehendes Gesindel, fremde Arbeiter waren
keine vorhanden. Wer übrigens konnte in einsamer
Gegend, bei strömendem Regen, in stockfinsterner
Nacht sich herumtreiben? Der Untersuchungsrichter
verzweifelte fast an der Lösung seiner Aufgabe. Er
sträubte sich, so lange er konnte, den Toni aus dem
Gefängnisse zu entlassen; aber endlich mußte er die
Haltlosigkeit der Verdachtsgründe einsehen und den
Angeklagten auf freien Fuß setzen.

Das Volk jedoch ließ sich nicht irre machen. —
„Der Toni ist der Mörder, und die andern helfen
ihn nur heraus“ hieß es.

— Der Toni war in einer
üblen Lage; alles mied ihn,
und außer Land zu gehen,
war ihm vorderhand vom
Gerichte unter sagt.

Es war Winter gewor-
den, tiefer Schnee bedeckte
Berg und Thal. In der
warmen getäfelten Stube
der Erlenmühle saßen um
den riesigen Kachelofen,
eine ziemliche Anzahl Män-
ner, welche einer Holzver-
steigerung im nahen Do-
mänenwalde angewohnt
hatten. Unter ihnen be-
fanden sich auch der Uhren-
macher und der Schweine-
händler, die an jenem ver-
hängnisvollen Abend die



Der einen Augenblick vorher aufs höchste erregte Mann
schwieg sichtlich betroffen.

Zechgenossen des unglücklichen Fremden gewesen
waren. Schon der Ort der Zusammenkunft machte
es erklärlich, daß das Gespräch wieder auf den Mord
und den bis jetzt unentdeckten Mörder kam. Es trat
aber auch noch der Umstand hinzu, daß einer der
amtlich vernommenen Zeugen anwesend war, und
zwar der Krämer, der seiner Zeit dem Schäfer
den Vorschuß geleistet. „Meinen Kopf möchte ich
zum Pfande geben,“ sprach dieser im Verlaufe des
Gesprächs, „daß der Schäfer Toni mit der Mord-
geschichte nichts zu schaffen hatte. Der Toni ist ein
ehrlicher Bursche, der keinem Menschen was zu-
leide thut, und es ist eine wahre Sünde, daß man
ihn behandelt, als wäre er der Mörder, da ihn
doch das Gericht freigesprochen.“

„Ja, wenn er schuldlos ist, warum darf er denn
nicht aus dem Lande? Das Gericht muß von seiner

Unschuld doch nicht so fest überzeugt sein," meinte der Müller.

"Ach was — das ist ja natürlich. Die Untersuchung ist noch nicht zu Ende, und der Untersuchungsrichter hatte gerade in neuester Zeit die Hoffnung, den wirklichen Mörder doch noch herauszubringen."

"So," warf der Schweinehändler dazwischen, "so, der Untersuchungsrichter meint das! Ich will Euch was sagen, Ihr Männer: der Untersuchungsrichter ist ein dummer Kerl, sonst hätt' er schon etwas herausgebracht. Ich wäre aber doch neugierig zu hören, auf was derselbe seine Hoffnung gründet. Wißt Ihr's vielleicht, Krämer?"

"Das weiß ich nicht, aber soviel weiß ich, daß es durch Zeugen festgestellt ist, daß der Schäfer unschuldig ist."

"Unschuldig" lachte höhnisch der Schweinehändler, "unschuldig, ja, in den Augen eines leichtgläubigen, einfältigen Richters auf die Zeugnisse von ein paar boshaften alten Weibern hin."

Da fuhr der Krämer auf:

"Halt' deinen Schnabel, Michel, und schimpf nicht über ehrliche Leute, die jedenfalls zehnmal besser sind, als ein Kerl wie du!"

"Besser als ich — Himmelsakra — ich will sehen, wer es wagt, etwas gegen mich zu sagen. Der Toni hat's gethan, sag' ich, und sonst kein and'rer Mensch! Das ist meine Meinung und ein Schuß ist, wer anders denkt!" Dabei schlug er auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. „Oho," rief ein anwesender Holzhändler, nur nicht so higig; man könnte sonst wahrhaftig meinen Ihr hättet auch etwas damit zu thun, Michel!"

Die Wirkung dieser Worte war eine auffällige. Der einen Augenblick vorher aufs höchste erregte Mann schwieg sichtlich betroffen, so daß eine augenblickliche Stille eintrat. Endlich aber sagte er verdrießlich: „Schwächt kein dummes Zeug, Armbruster, es könnte bei Gott zuletzt einer glauben, es wäre etwas daran. Übrigens hab' ich die höchste Zeit — mit dem Förster zu reden wegen der Abfuhr."

Damit nahm er seinen Hut von der Wand und entfernte sich.

Die Zurückgebliebenen sahen einander betroffen an. Der Holzhändler schüttelte den Kopf.

"Merkwürdig" fügte er hinzu, "das ist jetzt das dritte Mal, daß der Michel in meiner Gegenwart den Schäfer als den Mörder bezeichnet. Merkwürdig, sollte er am Ende doch etwas davon wissen?"

Nun kam noch der eine oder der andere der Gesellschaft und erzählte, auch er habe gehört, daß der Michel den Toni des Mords bezüchte.

"Wo hielt sich denn der Schweinehändler auf, als die Untersuchung eingeleitet wurde?" fragte der Krämer.

"So viel mir bekannt," antwortete der Wirt, "hatte er Geschäfte im Württembergischen; er hat auch einen Vetter drüben."

"So, im Württembergischen; blieb er lange?"
"So ungefähr drei Wochen" bemerkte der Wirt, indem er das Geld einstrich, das ihm der Krämer hingelegt.

Da die Dämmerung hereinbrach, verließen die Männer die Mühle und gingen nach allen Richtungen auseinander, der Heimat zu.

Dem Krämer, welchen das traurige Schicksal Toni's sehr bekümmerte, gab das in der Mühle Erlebte viel zu denken. Es bemächtigte sich seiner eine Unruhe, die er nicht bewältigen konnte und die ihn endlich in die Amtsstadt zum Untersuchungsrichter trieb, zu dem er im Verlaufe der Dinge großes Vertrauen gefaßt hatte. Dieser hörte seine Erzählung ruhig, aber mit steigendem Interesse an und empfahl, vorderhand keinem Menschen von dem schrecklichen Verdachte, den er hegte, Mitteilung zu machen.

Das erste, was der kluge Beamte that, war, sich über den Aufenthalt des Schweinehändlers in Württemberg und über dessen dortige Verbindungen Klarheit zu verschaffen. Zu diesem Zwecke wurde ein gewandter Kriminalpolizist in den Ort abgesandt, wo der Verwandte Michels seinen Wohnsitz hatte. Der Kundschafter, welcher unter der Maske eines Cigarrenreisenden auftrat, konnte ohne auffällig zu sein, die Wirtschaften, Kaufleute und Privatpersonen besuchen und die gewünschte Auskunft erhalten. Er brachte von seinem Ausfluge mancherlei Kunde mit, welche für die Untersuchung nicht unwichtig war, wenn sie auch vorderhand keine greifbaren Beweise für die Thäterschaft des Michel abgab.

Zunächst brachte der Beamte Nachricht über die Verhältnisse und die Stellung des Vettters. Dieser genoß nicht des besten Leumundes. Er hatte schon allerlei Gewerbe betrieben, ohne dabei besonders Glück gehabt zu haben. Jetzt gerade war er Kommissionär und besorgte Einkäufe in Landesprodukten, nahm aber jedes Geschäft an, wobei es etwas zu verdienen gab.

Da der Biedermann sich in fortwährender Geldklemme befand, nahm er natürlich auch Geschäfte an, welche nicht immer der reinlichsten Art waren. Dabei geriet er mehr als einmal mit den Gerichten in Zusammenstoß und der Bürgermeister seines Heimatortes, der zugleich Adlerwirt war, nannte ihn einfach

einen Lumpen, dem man alles zutrauen könne. Mit dem Schweinehändler stand er in regem Verkehr, und gerade in den Tagen nach der Mordthat hatte dieser bei ihm gewohnt und mancherlei Ausflüge mit ihm gemacht.

Weiter hatte der Kriminalpolizist herausgebracht, daß der Michel durchaus nicht der wohlhabende Mann sei, für den er in der Heimat gelte. Er beziehe seine Ware oft aus zweiter Hand, bleibe das Geld schuldig und sei schon öfter mit Wucherern in Verbindung gewesen, die ihm nur gegen hohen Zins Geld vorstreckten.

Eine Mitteilung besonders war dem Gerichte von hohem Werte, die nämlich, daß gerade um die Zeit als das Verbrechen begangen worden, der Schweinehändler mehrere Gläubiger, die ihn drängten, befriedigt habe. Diese letztere Thatsache erschien dem Richter von solcher Wichtigkeit, daß er sich selbst an Ort und Stelle begab und persönlich seine Nachforschungen fortsetzte.

Unter den Gläubigern des Schweinehändlers war ein vermöglicher Hofbauer, der erst vor kurzem ein Stück Matten gekauft und, da ein Termin fällig war, beim Michel auf Zahlung gebrängt und mit Verlagen gedroht hatte. Er erhielt richtig sein Geld, womit er dem Verkäufer der Matten, einem pensionierten Förster, den Termin abbezahlte. Den Förster nun, einen alten Ehrenmann, fragte der Untersuchungsrichter, in welcher Art die Zahlung erfolgt sei, indem er ihm offen den Grund seiner Nachforschungen mitteilte. Dieser nahm auch gar keinen Anstand, ihm alsbald zu erklären, die Zahlung sei

in Gold und zwar — in 20-Frankenstücken geschehen. Das war etwas, aber freilich noch nicht viel. Eine Zahlung in dieser Münzsorte kam im Schwarzwalde, als einem französischen Grenzbezirke, gar nicht so selten vor. Der Untersuchungsrichter hatte aber überdies einen Gegenstand in Händen, der die Möglichkeit bot, ein wichtiges Beweisstück zu werden — das aufgefundenene blutbesteckte Taschentuch. Man mußte sehr vorsichtig zu Werke gehen. Mehrere

Leute waren bei der Auffindung des Taschentuchs zugegen gewesen; dem Schäfer war dasselbe vorgezeigt worden. Es war also wahrscheinlich, daß der Schweinehändler von dem Vorhandensein eines solchen Beweisstückes Kenntnis erhielt, in welchem Falle er seine Vorfelrungen treffen konnte.

Zunächst wurde der Erlennmüller und der Uhrmacher Weber, welcher am Mordabende in der Mühle war, darüber vernommen, ob sie bei dem Michel ein solches Tuch bemerkt. Das Ergebnis war in sofern ein zweifelhaftes, als der Uhrmacher be-

hauptete, nie ein solches bei dem Verdächtigen gesehen zu haben, der Müller jedoch sich zu erinnern glaubte, daß ein derartiges Tuch allerdings im Besitze des Schweinehändlers gewesen sei. „Übrigens,“ meinte der Müller „eine arme Frau — die Kreszenz — könne wohl darüber genauere Auskunft geben; sie pflege im Hause des Michel im Tagelohn zu arbeiten und wohl auch hie und da beim Waschen auszuhelfen! Also wurde die Kreszenz vorgeladen.

Das alte Weiblein war halb tot vor Angst und besonders, als sie schwören sollte, kannte ihre Auf-



Das Kind sagte: „An dem Tage, wo du deinen Rock und die schönen roten Sacktücher verbrannt hast.“

regung keine Grenzen mehr. Nach vielen Umschweifen gab sie jedoch zu, der Michel besitze solche Taschentücher. Die Frau habe ihr aber verboten, davon zu sprechen — es gäbe nur „Unnuß, — und einfältiges Geschwätz.“

Jetzt war es Zeit zuzugreifen; — es wurde der Verhaftsbefehl gegen den Schweinehändler Michel Gerber ausgefertigt und eine Haussuchung bei demselben angeordnet. Aber Michel hatte die Lunte gerochen und bereits das Weite gesucht; bei der Haussuchung jedoch konnte nichts Verdächtiges aufgefunden werden. Die Nachbarn aber gaben an, es habe sich vor einiger Zeit, kurz ehe der Verfolgte sich entfernt, aus seinem Hause ein auffälliger Geruch von verbrannter Wolle entwickelt. — Verbrannte Wolle? — Die Taschentücher, nach denen man suchte, waren von Baumwolle. Man fand richtig unter der Herdashes verholzte Reste von Stoffen, welche sorgfältig gesammelt und mitgenommen wurden. Die Frau Gerber behauptete fest, sie wisse von nichts; wo ihr Mann sei, könne sie auch nicht angeben; er sei oft wochenlang von Hause fort, ohne daß sie erfahre wo er sich herumtreibe, — das bringe das Geschäft so mit sich. Die zwei Kinder des Michel, ein Mädchen von 6 und eines von 7 Jahren, wußten auch nichts von Belang anzugeben.

Dagegen hatte die amtliche Korrespondenz mit den württembergischen Behörden einen unerwarteten Erfolg. Gerber war plötzlich bei seinen Verwandten erschienen, hatte sich mit diesen nach Stuttgart begeben und einem Pfandleiher eine schwere goldene Uhr verkauft. Der Better war von der Stuttgarter Reise allein wieder zurückgekehrt.

Den Kommissionär, einen geriebenen Patron, ließ man, um ihn möglichst sicher zu machen, einige Tage unbehelligt, beobachtete ihn jedoch scharf und suchte insbesondere zu ermitteln, ob und woher er Briefe empfing. Die Uhr wurde in aller Stille erhoben und dem Untersuchungsrichter zugestellt.

Der Erlennmüller, der Uhrmacher, sowie der Schäfer Toni erkannten sie augenblicklich als Eigentum des Ermordeten. Durch den Stuttgarter Pfandleiher endlich erfuhr man auch, daß ein ihm wohlbekannter Kneipwirt in Begleitung des Schweinehändlers und seines Betters behufs des Uhrhandels bei ihm gewesen und dieser mit dem Kommissionär sehr befreundet sei. Als infolge dessen die fündige Kriminalpolizei herausbrachte, daß der Kneipwirt in letzter Zeit öfter Briefe von München erhalten habe, belegte man die Briefe desselben mit Beschlag und bekam so ein Schreiben Gerbers in die Hand, das von München datiert war.

Nun wußte die Gerichtsbehörde, wo sich Gerber aufhielt, und bald war nimmehr der Gesuchte gefunden und dingfest gemacht.

Es war die höchste Zeit; denn er hatte alle Anstalten getroffen zu verdüsten, und wenige Tage nachher hätte die Polizei das Nest leer gefunden.

Als bald nach seiner Verhaftung saß der Schweinehändler wohlverwahrt in dem Gefängnis seiner Amtsstadt. Im Volke hatte sich nicht ohne Befremden die Nachricht verbreitet, der Michel Gerber sei wegen des Mordes in Verdacht und in Untersuchung. Wenige glaubten an seine Schuld. Man hegte keinen Zweifel, der lieberliche Fremdenlegionär, der Schäfer Toni sei der Thäter und nur er, der pfiffige Hallunke, habe das Gericht auf falsche Fährte geführt. Während aber so die große Menge in den Tag hinein urteilte, knüpfte sich Masche an Masche an dem Nebe, das sich über dem Haupte des Schuldigen zusammenzog.

Unter den verbrannten wollenen Zeugstücken, welche bei der Haussuchung entdeckt wurden, fanden sich auch Reste baumwollener Stoffe. Am schwersten aber belastete den Verhafteten ein Zettel, den er seiner Frau zuzusteden versuchte, und worin er sie um Gotteswillen bat, sie möge doch ja das Haus „von den roten Lumpen säubern.“

Zu einem Geständnis war trotz aller Inzichten weder der Schweinehändler, noch seine Frau zu bewegen; auch aus dem Kommissionär war nichts herauszutreiben, und der Staatsanwalt mußte sich entschließen, auf das vorhandene Material hin, die Anklage wegen Raubmord vor das Schwurgericht zu bringen.

Am Tage der Gerichtsverhandlung waren die Bewohner von Nah' und Fern in die Amtsstadt geströmt; das Gerichtstlokal faßte nur den kleinsten Teil der Neugierigen. Die meisten hielten den Schweinehändler für unschuldig; den Schäfer Toni aber hatten sie in schwerem Verdachte des Mordes. Nur sehr wenige, die beide genauer kannten, waren entgegengelegter Ansicht.

Als der Angeklagte, von Gendarmen geleitet, im Schwurgerichtssaale erschien, lief ein dumpfes Gemurmel durch die Menge und manche seiner Bekannten winkten ihm Grüße zu. Er selbst sah ruhig und kalt von der Anklagebank herab. Er hatte sich wenig verändert und, es war nicht zu leugnen, der behäbige Mann, mit dem glattrasierten freundlichen Gesichte machte einen günstigen Eindruck.

Der Angeklagte verlor keinen Augenblick seine Fassung. Auf die Frage des Vorsitzenden erklärte er sich mit fester Stimme für unschuldig. Keine Zeu-

genausjage brachte ihn in Verlegenheit. Nur eine fatale Verkettung ungünstiger Zufälle konnte ihn in einen solchen Verdacht stürzen. Er war den obern Weg gegangen und wußte nicht, was aus dem Fremden geworden, ja, erst durch Briefe und die Zeitungen erfuhr er dessen Schicksal. Daß er die Zahlung hinausgeschoben, sei natürlich; sein Geschäft verlange bares Geld und in keinem Momente sei es ihm nötiger gewesen, als gerade damals; daselbe habe er dem Förster gesagt, als er ihn um Stundung gebeten. Wenn man ihm die Zahlung mit französischem Golde zur Last lege, so sei das lächerlich. Wer seine Geschäfte kenne, wisse, daß er solche hauptsächlich mit Schweizern mache, dazu brauche er französisches Geld. So könne man viele verdächtigen. Man frage, warum er, ohne jemanden Kenntnis zu geben, so schnell abgereist — es sei dies unrichtig; denn er habe dem Erkenmüller in jener verhängnisvollen Nacht beim Abschiede gesagt, er müsse den obern Weg gehen, weil er die Post einholen wolle, um nach Württemberg zu reisen.

Als ihm der Vorsitzende das rote Taschentuch vorzeigte, läugnete er, jemals ein solches im Besitze gehabt zu haben. Den Zeugen warf er vor, sie schwägten „dummes Zeug,“ und höhnisch lächelnd sagte er, man solle ihm doch beweisen, daß er solche Tücher je besessen.

Den Zettel habe er seiner Frau geschrieben, weil er mit Recht befürchtet, jeder, etwa in seinem Hause gefundene rote Lappen werde zu einem Beweisstück gegen ihn gestempelt. Kurz, Gerber erklärte mit größter Unbefangenheit jeden verdächtigen Umstand und verlor keinen Augenblick die kühle Ruhe.

Die Frau des Angeklagten, von dem Vorsitzenden darauf aufmerksam gemacht, daß sie nicht gezwungen sei, Aussagen zu machen, welche ihren Gatten belä-

steten, erklärte, sie mache keinen Gebrauch von ihrem Rechte, und mit gewaltiger Zungenfertigkeit verteidigte sie ihren Mann.

Ja, gab sie an, es sei wahr, sie habe Lumpen verbrannt, das komme in jeder Haushaltung vor, besonders wenn ein Kind, wie es mit einem der ihrigen der Fall gewesen, das Scharlachfieber gehabt habe.

Am schwierigsten war es für Gerber, über den Besitz der Uhr und besonders darüber genügende



Eifrig schrieb der unglückselige Mann.

Auskunft zu geben, aus welchem Grunde er dieselbe in Stuttgart verkauft habe.

Die Uhr besitze er schon lange, behauptete der Angeklagte, und verkauft habe er dieselbe, weil er gehört, daß der Ermordete eine solche gehabt; er wollte sich nun derselben entledigen, weil er gleich befürchtet, es könne der Verdacht auf ihn fallen, da er auch an jenem Abend unter den Zeugenossen des Franzosen in der Mühle gewesen sei.

Das war eine ziemlich schwache Erklärung und auch die Frau war recht vorsichtig in ihren Aussagen: Ihr Mann habe schon längst eine goldene Uhr besessen, außer einer silbernen; ob es aber gerade die vorgezeigte sei, könne

sie nicht angeben. — Der Angeklagte wurde unruhig und wollte mehrmals seine Frau zur Aussage bestimmen, sie erkenne die Uhr als die seinige — sie blieb jedoch bei ihrer ersten Angabe.

Der Vorsitzende ließ nun das 7 jährige Töchterchen des Gerber eintreten. Natürlich konnte daselbe nicht vereidigt werden. Als ihm der Präsident die Uhr vorzeigte, sagte es lebhaft:

„Ja, der Vater hat eine goldene Uhr gehabt.“

„Ist es wirklich diese?“

„Das weiß ich nicht bestimmt — ich glaube aber sie ist es.“

„Trägt dein Vater auf Reisen gewöhnlich die silberne oder die goldene Uhr?“

„Das weiß ich nicht.“

„War dein Vater vor seiner Abreise zu Hause und nahm die Uhr mit?“

„Ob er die Uhr mitnahm, weiß ich nicht — aber zu Hause war er.“

Da fuhr Frau Gerber wild auf:

„Du lügst — der Vater war nicht zu Hause; wann soll er denn zu Hause gewesen sein? Er reiste ja nach Württemberg. — Sag' den Herrn die Wahrheit, — wann war der Vater das letzte Mal zu Hause?“

Das Kind war erschrocken und weinte, aber als die Mutter es noch einmal anschrill:

„Antworte — wann war der Vater das letzte Mal zu Hause?“ da sagte das Kind:

„An dem Tage, wo du seinen Rock und die schönen roten Sacktücher verbrannt hast!“

Da ging durch den Schwurgerichtssaal ein Gemurmel des Entsetzens; der Schweinehändler, der sich vorgebeugt, fuhr mit der Hand nach der schweißbedeckten Stirne und wurde sichtlich blaß; die Frau aber sank mit einem lauten Aufschrei auf ihren Stuhl.

„Hören Sie, Angeklagter,“ sagte der Präsident, „was ihr Kind aussagt, — was haben Sie darauf zu erwidern?“

Mit fast tonloser Stimme beteuerte der Angeklagte:

„Ich bin unschuldig — ich bin unschuldig.“

Der Präsident bemerkte nun noch, daß es sich nicht nachweisen lasse, Gerber sei an jenem Abende mit der Post gereist, da weder der Schaffner, noch der Postillon den ihnen wohl bekannten Schweinehändler gesehen hatten. Der Angeklagte gebe zwar an, er sei als sogenannter blinder Passagier mitgefahren, — das finde aber in keiner Weise Bestätigung.

Nun begann das Plaidoyer:

Der Staatsanwalt faßte das ganze Belastungsmaterial zusammen und begründete seine Ansicht dahin: Gerber habe, als er nach dem Fremden die Mühle verlassen, wie dieser, den Weg längs des Wildwassers angetreten und hier schon in der festen Absicht, den Raubmord zu vollführen, einen schweren Stein in sein Taschentuch gebunden, sei dann seinem Opfer gefolgt und habe dieses nach kurzer Zeit — jedenfalls vor dem roten Stege — erreicht und hinterrücks niedergeschlagen, hierauf dem schwerverwundeten oder schon toten Manne die Uhr und die Tasche entriß und den Körper in das Wasser geworfen. Gleich nach vollbrachtem Morde sei der

Thäter in seine Heimat zurückgekehrt, habe dort sein Taschentuch vernichtet und, um einer Entdeckung vorzubeugen, die übrigen gleichen Taschentücher und seinen blutbefleckten Rock durch seine Frau verbrennen lassen. Nachdem dies geschehen, sei er augenblicklich zu seinem Verwandten nach Württemberg abgereist. Er schloß damit, daß er den Michael Gerber des Raubmords an dem Uhrmacher Louis Nesselwander und die Frau des Gerber der Mitwissenschaft an dem Verbrechen anklagte.

Dem Ankläger folgte der Verteidiger.

Er legte das Hauptgewicht darauf, daß weder die Uhr bestimmt als die des Ermordeten anerkannt sei, noch daß man nachweisen könne, der Angeklagte habe sich im Besitze eines roten Taschentuches befunden. Die Aussage eines unmündigen, geängstigten Kindes sei ohne Wert. Besonders aber betonte er, es habe Niemand die Tasche gesehen, worin der Verurteilte sein Geld gehabt, und diese hätte sich doch sicher im Besitze des Mörders vorfinden müssen. Übrigens sei der Angeeschuldigte durchaus der Mann nicht, dem man eine solche That zutrauen könne, und heute noch laute rundum des Volkes Stimme zu seinen Gunsten.

Er bitte den Antrag des Staatsanwaltes abzulehnen und den Michael Gerber, den nur, wie er selber richtig gesagt, eine Verkettung unglückseliger Umstände auf die Anklagebank geführt, freizusprechen. Nachdem noch einmal der Ankläger und auch der Verteidiger gesprochen, formulierte der Gerichtshof die Fragen und die Geschworenen traten ab.

Die Beratung dauerte lange — sehr lange.

Endlich erschienen dieselben und der Obmann verkündete den Wahrspruch:

1. „Ist der Michael Gerber von Oberach schuldig, den Louis Nesselwander von den Oberreuthhöfen ermordet und beraubt zu haben?“

Antwort: „Ja.“

2. „Ist dessen Frau Justane Gerber, geb. Weiß, schuldig der Mitwissenschaft an diesem Verbrechen?“

Antwort: „Ja.“

Der Gerichtshof, dessen Beratung ziemlich lange dauerte, verurteilte den Michael Gerber wegen Raubmords zu einer zwanzigjährigen, seine Frau wegen Mitwissenschaft zu einer zweijährigen Zuchthausstrafe. Ein förmlicher Schrecken bemächtigte sich der Zuhörerschaft, und als die Angeklagten wieder hereingeführt und ihnen das Urteil eröffnet wurde, sank Gerber wie vernichtet auf die Bank und seine Frau brach ohnmächtig zusammen.

Nachdem die Verurteilten nach Vorschrift darauf aufmerksam gemacht worden, daß ihnen eine be-

stimmte Frist zur Einreichung eines Einsprachege- suches gegeben sei, wurden sie abgeführt und das Publikum entfernte sich. Draußen auf der Straße bildeten sich Gruppen, die lebhaft stritten über das „schuldig oder nicht schuldig.“

Die Geschworenen sowohl, als auch die Richter waren gleichfalls geteilter Meinung gewesen.

Nachdem Gerber in das Gefängnis zurückgebracht war, ließ er seinen Verteidiger kommen, um sich mit demselben über das einzureichende Bittgesuch zu besprechen. Er bat um Schreibzeug, da er manches zu Papier zu bringen habe, was ihm von Vorteil sein könne; — es wurde ihm gewährt. Eifrig schrieb der unglückselige Mann, bis ihm nach der Gefängnisordnung das Licht entzogen wurde; dann legte er sich auf die Brite, und als der Gefängniswärter in der Nacht seine Runde machte, fand er ihn anscheinend ruhig schlafend: doch wie erschrak er, als er des andern Morgens in die Zelle trat: Gerber war tot — er hatte sich mit seinem Taschentuche erhängt.

Was der Selbstmörder niedergeschrieben, wurde dem Präsidenten überbracht — es war ein umfassendes Geständnis:

„Es giebt einen Gott, der straft und rächt“ schrieb er, „das sehe ich klar. Ich glaubte mich

sicher; denn die That geschah in finsterner Nacht und kein menschliches Auge hat dieselbe gesehen. Dennoch hat der Staatsanwalt den Vorgang gerade so beschrieben, wie er stattgefunden. Ich habe den Fremden mit einem Steine, den ich in mein Taschentuch gebunden, meuchlings von hinten erschlagen. Uhr und Tasche riß ich ihm ab, und als ich die Blase mit dem Gold herausnahm, mußten einzelne der Münzen herausgefallen sein. Den Körper des Erschlagenen, der jedoch kein Lebenszeichen mehr von sich gab, warf ich ins Wasser, die Tasche ebenso, nachdem ich vorher, wie ich glaubte, den Stein mit dem Tuch hineingesteckt, um dieselbe zu beschweren; — dabei verlor ich, ohne es zu bemerken das Tuch. Geldnot und der Anblick des blanken Goldes haben mich verführt. Meine Frau wußte nichts von dem Verbrechen, sie half nur die Spuren vertilgen. Geahnt wird sie es wohl haben — sie wollte aber ihren Mann nicht ins Unglück bringen. Mein unschuldiges Kind hat mich verraten. Alle Versuche, durch Ausstreuung von Gerüchten, die Schuld auf den Schäfer zu schieben, wurden vereitelt. Das war die Fügung des allmächtigen Gottes — er möge dem Mörder gnädig sein!“

Des Volkes Stimme ist nicht immer Gottes Stimme!

Meine Freundin oder „Du mußt!“

Von J. Erhardt = Wittlingen.

Else heißt sie und ich heiße Jakob. Unsere Freundschaft ist fast so alt, als wir zwei beide selbst; denn wir waren Kinder guter und ge- treuer Nachbarn und an Alter nicht sehr verschieden.

Ihre eigentliche Weibe erhielt unsere Freundschaft aber erst, als ich Elsen erfolgreich gegen einen losen Jungen schützte, der ihre Puppe hatte zerreißen wollen. Während dieser ritterlichen That wurde zwar ein Teil meines Beinkleids erheblich beschädigt, was den Vater veranlaßte, das angrenzende Gebiet der verwun- deten Stelle mittelst ungebrannter Asche recht gründlich einzureiben. Aber Else streichelte nachträglich liebevoll ihren immer noch heulenden Mitter und tröstete: „Liebes Jakoble, mußt nicht weinen; die Puppe ist ja noch ganz!“

Unsere Freundschaft wuchs mit jedem Tage. Ich durfte Elsen die Schuhe nachtragen, wenn sie Lust

bekam, barfuß zu gehen; ich durfte für sie Kirichen und Pflaumen stippen, kurz, ich genoß alle Vergün- stigungen, deren sich ein galanter Dorfjunge von seiner Schönen jemals hätte rühnen können. — Für

eine besonders zärtliche Kund- gebung ihrer Freundschaft hatte sich Else die Nebenart ange- wöhnt: „Jakob, Du mußt das oder jenes thun!“ Singen wir selbender zur Schule und war sie gut gelaunt, schmeichelte sie: „Jakob, Du mußt mir die Bücher- tasche tragen!“ — Traf der nicht seltene Fall ein, daß sie ihre Schulaufgaben nicht selbst machen

konnte, so befahl sie mir gnädig: „Jakob, Du mußt heut Abend zu uns kommen!“ — Mußte sie in der Schule bleiben, seufzte sie mir zu: „Jakob, Du mußt draußen auf mich warten!“

Solche und ähnliche Beweise ihrer uneigenützigen Freundschaft gab mir Else täglich, und ich lohnte ihr



dieselbe durch den treuesten Gehorsam. — Als sie der Schule entlassen war, nahm sie zärtlich meinen Arm und kispelte: „Jakob, Du mußt mit mir zum Tanze gehen!“ — Ich ging mit ihr zum Tanz. — „Du guter, lieber Jakob!“

Später kam ich nach der Stadt in die Schule. In die Ferien zurückgekehrt, war es mein erstes, Elsen zu begrüßen. Innig drückte sie mir die Hand und murmelte mir ins Ohr: „Jakob, Du mußt mir einen schönen Brief an meinen Hans aufsetzen!“ — Hans war ihr Schatz und stand unter der Pickelhaube. Ich verfaßte den Brief. — „Du guter, lieber Jakob!“ — Etwa nach einem Jahr kommt Else auf meine Bude in der Stadt. „Jakob,“ rief sie mir beim Eintritt zu, „Du mußt mich zu Hans in die Kaserne führen; ich will ihn besuchen!“ — Jakob wird verabschiedet, als sich beide getroffen; doch Else, zartfühlend, wie sie ist, ruft ihm beim Weggehen nach: „Jakob, Du mußt mich heute Abend zur

Bahn begleiten; denn Hans hat nicht so lange frei!“ — „Du guter Jakob“, sagte sie beim Abschied, „Du mußt auch hie und da meinen Hans besuchen.“

Nach drei Jahren kam ich wieder auf längere Zeit nach Hause. Else war sehr niedergeschlagen; denn Hans war ihr untreu geworden und hatte eine andere genommen. Mir die Hände entgegenstreckend schluchzte sie: „Jakob, Du mußt mich heiraten!“ — „Aber Else!“ wagte ich ihr zum erstenmal in meinem Leben zu entgegnen. „Du mußt!“ wiederholte Else in befehlendem Tone, und ich — ich streckte die Waffen und ergab mich. Im Grunde genommen war mir trotz allem diese Erfüllung meines Schicksales nicht unwillkommen. So wurde denn Else mein Weib, mit dem ich so glücklich lebe, als dies einem Jakob überhaupt möglich ist. Und wage ich auch nur ein einzig mal, mich nicht glücklich zu fühlen, so sagt meine Else: „Jakob, Du mußt!“

Durch die Zeitung.

Erzählung von Hermann Robolsky.



Herr Bärmann, Sie müssen wieder heiraten! Es geht wirklich nicht anders. Ihre lebensmuntern Trabanten da oben stellen noch das ganze Gebäude auf den Kopf, und Sie selbst bekommen ja gar nicht mehr ihr Recht. Anna ist wohl ein fleißiges, gutes Kind; sie kann aber einer Wirt-

schaft noch nicht vorstehen, und zum Erziehen ihrer Geschwister ist sie erst recht zu jung!“

„Ich — wieder heiraten?“ wiederholte der Pächter lang gedehnt. „Meinen Sie denn, Frau Krüger, ich hätte meine selige Frau so schnell vergessen? — Nein, ich werde wohl immer Witwer bleiben!“

„Da möchte Sie aber schwerlich ein Hausbesitzer lange als Mieter behalten!“ fügte die Wirtin bedeutungsvoll hinzu. „Kinder thun wie sie klug sind, und man soll sie nicht zu Duckmäusern erziehen; doch die Wohnungen ruinieren solche Krabben, wenn sie ohne Aufsicht bleiben, total. Sehen Sie nur mal die Tapete ihres Zimmers an, Herr Bärmann. Überall sind Stücke abgerissen oder abgetreten. Die Fußbohlen starren von Fettflecken, und auf den Fensterbänken ist kaum noch die Spur des Anstrichs zu erkennen.“

„Ich werde eine Wirtschafterin einstellen, Frau Krüger!“ beruhigte der Familienvater die aufgeregte Hausbesitzerin. „Sie haben Recht, Anna kann allem noch nicht vorstehen!“

Schon nach Verlauf von acht Tagen übernahm eine ältere Witfrau die Führung des Bärmann'schen Hausstandes. Nun ging's mit dem Kochen besser, die Kinder wurden mehr zur Ordnung angehalten und eine gewisse Sauberkeit in Wohnung und Küche,

wie sie zu Lebzeiten der verstorbenen Frau geherrscht, trat überall wieder zu Tage.

Das währte so ein halbes Jahr. Das Weihnachtsfest war gewesen, und die Wirtschafterin mußte wohl ein bedeutenderes Geschenk erwartet haben, als der arme Mann zu geben imstande war. Die Frau wurde mürrisch und that ihre Arbeit lange nicht mehr mit dem sonst gewohnten Eifer. Schließlich behandelte sie sogar die Kinder barsch und rücksichtslos, und als der Vater ihr deshalb Vorwürfe machte, gab die Unzufriedene ohne jede Kündigung ihre Stellung auf.

Bärmann erließ nun eine Annonce im „Tages-Anzeiger,“ worin er zu sofortigem Antritt eine neue Haushälterin suchte. Es meldeten sich auch zwei Personen. Die eine wollte aber ihre beiden Kinder mit ins Haus bringen, und die andere stellte es zur Bedingung, daß keine Kinder in der Familie sein dürften.

So mußte denn Anna wieder die Leitung des kleinen Hausstandes übernehmen. Das Kind hatte schon recht hübsch etwas gelernt, weil ihm Lust und Liebe zur Thätigkeit innewohnten. Doch waren die Anstrengungen für das noch schwächliche Mädchen zu groß, und zuletzt wurde es krank.

Mitleidig besorgte Frau Krüger jetzt aushülfsweise das Kochen in der schwer bedrängten Familie. Auf längere Zeit vermochte sie dies aber auch nicht, weil es in ihrer eigenen Wirtschaft genug zu thun gab.

„Herr Bärmann,“ sagte die Hausbesitzerin eines Tages zu dem heimkehrenden Beamten und reichte ihm ein Zeitungsblatt, „sehen Sie mal, wie viel Männer auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege Frauen suchen. Fordern Sie doch einmal auf diese Weise Ihr Glück in die Schranken.“

„Eine Frau suchen durch die Zeitung,“ schüttelte der Biedere den Kopf, „das ist noch mißlicher als eine Lotterie und will mindestens dreimal überlegt sein. Überhaupt — —“

„Ach, lassen Sie das „überhaupt“!“ fiel ihm die Ratgeberin in die Rede. „So können Sie nicht

bleiben, und ihren verwaarlosten Kindern müssen Sie sogar eine andere Mutter geben!“

„Ja, eine andere Mutter geben!“ wiederholte der Witwer seufzend. „Wie leicht sprechen Sie den Satz hin, und wie schwer ist der Schritt zu thun!“

„Schreiben Sie mal eine passende Anzeige auf!“ riet Frau Krüger eindringlich. „Ich werde sie in die Expedition tragen!“

Der Uniformierte schwieg eine Weile und sah nachdenkend vor sich nieder. „Wenn der Weg nur kein verkehrter ist!“ meinte er endlich.

„Wer wird so ängstlich sein!“ ermutigte die Alte. „Sie haben ja hernach die Wahl, und Meldungen,

die Ihnen nicht zuzagen, werfen Sie unbeantwortet ins Feuer.“

„Kommt die Sache aber an den Tag, so bin ich gründlich blamiert!“ sträubte sich der Unschlüssige immer noch.

„Die Expedition verrät nichts!“ fuhr die Weltkluge fort, „und ich kann schon reinen Mund halten. Es wird ja doch kein Name unter die Anzeige gefeskt.“

„Dann will ich's — versuchen!“ seufzte der Mann tief auf. „Vielleicht steht mir ein guter Geist zur Seite!“

Zwei Tage später stand im „Anzeiger“:

Reelles Heirats-Gesuch.

Ein Unterbeamter in den besten Jahren, Witwer und Vater von fünf Kindern, sucht eine nicht allzu junge Lebensgefährtin. Hauptfordernd: häuslicher Sinn und Liebe zu den Kindern. Ernstgemeinte Meldungen wolle man unter „B,“ an die Expedition dieses Blattes abgeben.

Frau Krüger hatte die Besorgung des Inserates übernommen. Als sie drei Tage nach der Veröffentlichung des Gesuches in der Blatt-Ausgabe Nachfrage hielt, händigte ihr der Buchhalter nicht weniger als sieben mit „B,“ versehene Einläufe aus.

„Es ist eigentlich eine etwas verrufene Zahl!“ sagte die Alte, unter bedeutsamem Lächeln ihrem Mieter die geheimnisvollen Briefe überreichend. „Machen Sie das alberne Vorurteil gegen die Sieben



Bärmann empfand große Lust mit den Übermütigen anzubinden.

zu Schanden und treffen Sie eine recht glückliche Wahl!"

Voller Erwartung ging Bärmann mit den Meldungen in seine Wohnung. Dort legte er sie nebeneinander auf den Tisch. Welche sollte er zuerst öffnen?

Die Kinder spielten im Zimmer „blinde Kuh“ und machten dabei allerlei Narrenspoffen.

„Ihr sollt nicht so laut sein!“ schalt der Vater auf die vergnügte Schar. „Still, setzt Euch nieder; sonst müßt Ihr alle hinaus!“

Erst als der Erzieher sich nach dem Röhrchen umjah, gehorchten die Ausgelassenen.

„Einer muß ja der erste sein!“ griff der erregte Mann nun nach dem nächsten besten der Briefe und öffnete ihn mit zitternden Händen.

Auf dem feinen, mit Linien versehenen Bogen stand das Folgende:

„Gehrter Herr!

Wir sind ein Kleeblatt Schwestern, die von einer bösen Stiefmutter sehr gepeinigt werden und alle drei von dem Gedanken befeelt, uns so bald wie möglich zu verheiraten. Kommen Sie gefälligst am nächsten Sonntag Vormittag nach dem Restaurant „Waldmühle“ hinaus. Um elf Uhr finden Sie uns in der Jasminlaube. Sie haben also die Auswahl! Erkennungszeichen: ein Schneeglöckchen im Knopfloch.

Marie, Emma und Anna K.“

„Die Auswahl also!“ wiederholte Bärmann. „Das Ganze klingt etwas komisch; aber hingehen werde ich versuchs halber doch. Es ist nur gut, daß ich nicht alle drei nehmen soll!“

Meldung Nummer zwei präsentierte sich auf einem ordinären Blatt Schreibpapier, das deutliche Fettfinger-Abdrücke aufwies, während der Inhalt selbst von orthographischen Schnitzern starzte. Die Unterschrift lautete: „Daß Feilschen am Wäge, daß so oft übersehen würt.“

Lachend schob der Heiratskandidat die Offerte bei Seite und ergriff eine andere. Das Anerbieten ging von einem ganz jungen Mädchen aus, das rein „aus Liebe zu Kindern“ in den Stand der Ehe zu treten beabsichtigte. „Wirtschaften kann ich freilich noch nicht;“ gestand die Offenherzige, „aber ich würde, falls Sie ihre Wahl auf mich lenken sollten, ein paar Monat vor der Hochzeit zur Tante Lotte in Quersdorf gehen, um bei ihr das Kochen und Braten zu lernen. Einen sehr schönen Kartoffelpuffer verstehe ich jetzt schon zu backen. Laura S.“

„Noch sehr jung und bloß Kartoffelpuffer backen!“ verzog der Bahnbeamte das Gesicht. „Das ist denn doch zu wenig!“

Die vierte „verfügbare Braut“ war eine Witwe mit einigem Vermögen, die aber außerdem fünf Kinder dazu brachte. Der viel unworbene Bräutigam warf einen musternden Blick auf seine eigene Schar. „Das wären ja dann zehn Stück!“ murmelte er. „Rein, für so viel Segen muß ich denn doch danken!“

Nummer fünf und sechs schienen nicht viel versprechend, und nun kam die siebente und letzte Offerte zur Öffnung.

Der Witwer vertiefte sich in die ziemlich weitläufigen Auseinandersetzungen. „Dies scheint der beste Antrag zu sein!“ sprach er vor sich hin. „Fünfunddreißig Jahr! — Freilich vermögenslos, aber eine gute Ausstattung! — Strenge Erzieherin! — Energisch in der Wirtschaft! — Ohne Anhang; nur eine alte Tante, die später zu beerben ist! — Stattliche Erscheinung!“

Auf dieser Meldung stand der volle Name mit Wohnung: „Emilie Schelling, Stockstraße Nr. 24, bei Frau Wildberg.“

„Zu sprechen nachmittags von drei bis fünf Uhr!“ las der Aufmerksamste die Schlußnotiz. „Da könnte ich ja am Sonntag hingehen, nachdem ich über die drei Geschwister in der Waldmühle Heerchau gehalten!“ spaßte er. „Mich soll's doch wundern, was das alles ergeben wird.“

Als der verhängnisvolle Tag genaht, warf sich Bärmann in seine beste Uniform, heftete die soldatische Ehrenmedaille daran, zog weiße waschleberne Handschuhe über die Finger, und bespritzte sogar die Brustpartie des dunklen Rockes mit etwas wohlriechendem Wasser.

Vor dem Spiegel betrachtete der Heiratskandidat prüfend sein äußeres Ich. Er war noch eine ganz stattliche Erscheinung. Der volle schwarze Bart stand ihm dazu sehr gut.

Mit dem Erkennungszeichen, der Schneeglöckchenblüte im Knopfloch, betrat der Witwer das vor der Stadt belegene Vergnügungslokal „die Waldmühle.“ Es war ein schöner warmer Frühlingstag, und überall begann es schon zu knospen und zu grünen. Etwas beklommen fühlte sich der sonst beherzte Mann doch; indes schien das Restaurant noch nicht besucht zu sein. „Also nur Mut!“ richtete sich der Frühgast auf und schritt der ihm wohlbekannten Laube zu. Da drinnen hatte er manchmal des Sonntags abends mit seiner seligen Frau gegessen. Und aus welchem Grunde näherte er sich jetzt dem traulichen Plaze? Sollte er nicht lieber umkehren? — „Gut, es gilt ja, meinen armen Kindern eine zweite Mutter zu erwerben!“

beschwichtigte sich der ehrliche Mensch. Jetzt bog er um die Ecke und trat in die Laube. —

Ein Anblick! Ein Zurückprallen — und ein höllisches Gelächter empfing den verblüfften Freier. An einem kleinen Tische saßen drei junge Burschen, die ohne Zweifel die Offerte geschrieben hatten. Bärmann empfand große Lust, mit den Übermütigen anzubinden; doch besann er sich, seinen Groll mit Gewalt zurückhaltend, schnell eines besseren und verließ unter einem laut hervorgestoßenen „Hansnarren!“ den Ort seiner beschämenden Enttäuschung.

„Ein vielversprechender Anfang!“ knirschte der Zornige, als er sich wieder auf dem Heimwege befand. „Es war nur gut, daß ich mich den Flegeln gegenüber beherrschte; denn schließlich wäre eine Keilerei unausbleiblich gewesen, und übermorgen stand die Geschichte brühwarm im „Anzeiger.“

Voll sorgender Gedanken zerzupfte der Beamte die liebliche Frühlingsblume und zog dann noch einmal die Nachmittags-Offerte aus der Tasche, sich beim Gehen zum dritten oder vierten male in den Inhalt vertiefend.

Der Brief war sehr vernünftig abgefaßt. „Nein, ein Unfug ist hier geradezu ausgeschlossen!“ redete er sich selber Mut ein. „Das wird schon besser gehen!“

Zwischen drei und vier Uhr klingelte Bärmann an der Wohnung der Frau Wildberg, Stockstraße Nr. 24.

Niemand öffnete. Der Uniformierte zog zum zweiten male an der Schelle und lauschte, ob sich drinnen nichts rühre. Da wurden plötzlich Thüren heftig zugeworfen, und ein paar weibliche Stimmen schienen mit einander zu streiten.

Den Warten den überließ es kalt. Wenn seine Zukünftige an dieser Unterhaltung Theil nahm, dann war sie in der That „sehr energisch.“ Endlich sprang das Schloß auf, und eine Dame von hohem Wuchse nötigte den Mann zum Eintreten.

„Wenn mich nicht meine Vermutung täuscht,“ sagte sie, ihre Stimme mit Gewalt zu einem milden Klang herabstimmend, „so habe ich das Vergnügen, den Herrn „B.“ aus der Zeitungs-Annonce vor

mir zu sehen. Mein Name ist Emilie Schelling. — Bitte, treten Sie doch ein!“

Die Worte machten schon einen besseren Eindruck. „Ja!“ stammelte der Witwer. „Ich bin dieser „B.“ und heiße Bärmann.“

Beide traten nun in ein ganz niedlich ausgestattetes Zimmer, in welchem eine bejahrte Dame eifrig thätig war, überall den Staub abzuwischen und die Stühle zu ordnen.

„Meine Tante, Frau Wildberg!“ stellte das Fräulein die Geschäftige vor. „Hier Herr Bärmann!“ redete sie auf die Verwandte ein.

Der Gast sah sich flüchtig um. Die Ausstaffierung des Gemaches trug schon das Gepräge des Altfränkischen; aber alles war sauber und reinlich.

„Warum biete ich Du denn dem Herrn keinen Platz an?“ ließ sich jetzt die Stimme der Muhme vernehmen, nachdem sie grüßend einen Knix gemacht und den Fremdling mit ihren kleinen Augen fixiert.

„Ich weiß selbst, was ich zu thun habe!“ knurrte das Mädchen zwischen den Zähnen. „Wollen Sie sich nicht setzen?“ wandte sich die Jungfrau dann freundlicher an den etwas Verlegenen.

Nun entwickelte sich eine Unterhaltung zwischen den beiden Stubenbewohnerinnen und dem Bahnbeamten, die ganz lebhaft

wurde. Die Damen schienen unter ihrem abstoßenden Wesen ganz vernünftigen Grundsätzen zu huldigen. Fräulein Schelling war in der That gar nicht so übel.

Emilie hatte Kaffee serviert und dabei bewiesen, daß sie auch lebenswürdig sein konnte; nur duldete sie gegen alles, was sie sprach, keine Widerrede.

Beim Abschied wurde Bärmann gebeten, doch recht bald wieder zu kommen.

Unter getheilten Gefühlen verließ der Mann die seltsamen Damen. Als er dem Hause den Rücken gekehrt, erörterte er schon in Gedanken die Frage, ob er schließlich wohl seinen Besuch wiederholen könne, und beim Betreten des eigenen Heims murmelte der Wankelmütige: „Nein, da gehe ich nicht wieder hin!“

Aber zwei Tage später saß trotzdem Herr Packmeister Bärmann abermals im Zimmer der Frau



Statt der gemüthlichen Höckerin gewahrte er ein bildhübsches Mädchen, das statt ihrer hinter der Verkaufsbude stand.

Witwe Wildberg und neben ihm auf dem Sopha seine Auserkorene.

Man hatte den Punkt der gegenseitigen Annäherung bereits in das Gespräch gezogen, und es kam nun zu den näheren Erörterungen.

„Fünf Kinder haben Sie?“ fragte jetzt ohne Umschweife das Fräulein.

„Ja, fünf!“ antwortete der Bräutigam. „Zwei Mädchen sind bereits konfirmirt; dreistnaben besuchen noch die Schule.“

„Die Mädchen müssen aus dem Hause!“ erklärte Emilie, „damit sie etwas lernen! Bei den Eltern werden sie nur verwöhnt.“

„Sie sollten wenigstens bis zum sechszehnten Jahre bei mir bleiben!“ warf der Vater ein. „Dann sind sie etwas kräftiger.“

„Ich glaube gar!“ versetzte die angehende Stiefmutter entschieden. „Die Mädchen gehen in Stellung, und damit Basta!“

Bärman schwieg eine kurze Weile. „Also morgen gedenken Sie mir einen Gegenbesuch zu machen?“ fragte er zögernd. „Ich werde mich dann auf den Nachmittag vertreten lassen. Meine Älteste ist heute glücklicherweise schon wieder aus dem Bette.“

„Liegt denn Ihre Tochter auch am Tage in den Federn?“ meinte Emilie. „Das wäre doch stark!“

„Die Arme hat sich überarbeitet. Sie vermochte der Wirtschaft noch nicht allein vorzustehen.“

„Man kennt das, was Sie Überarbeitung nennen!“ entgegnete die Strenge ironisch. „Faulheit ist oft der genauere Ausdruck dafür.“

„Aber, Fräulein,“ widersprach jetzt der verlegte Erzieher. „Sie haben ja das Kind noch gar nicht gesehen und urtheilen so rücksichtslos; — ich als —“

„Mir macht keiner Flausen vor!“ fiel die Jungfrau dem Verteidiger seiner Tochter in die Rede. „Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es!“

„Aber nicht, wenn es krank ist!“ protestierte der Mann entschieden.

„Nur keinen Streit!“ mischte sich jetzt auch die Alte in die Debatte. „Emilie, Du verstehst von solchen Dingen noch nichts!“

„Und Du nichts mehr!“ flog die Antwort zurück.

Der Badmeister empfahl sich. Eine nochmalige Einladung zum Gegenbesuch unterließ er. Seine Zukünftige war ihm denn doch zu rechthaberisch und herrschsüchtig. „Freilich,“ beruhigte er sich zu Hause wieder gewaltsam: „Menschen, die so geradezu ihre Aufsicht auszusprechen pflegen, sind in der Regel ehrlichen Charakters. — Noch bin ich ja nicht gebunden.“

Als der verstimmte Freier das Thor durchschritt, wollte er, wie gewöhnlich bei seiner alten Bekannten,

der Frau Plathen Obst und Backwerk mitnehmen für seine Kinder. Doch statt der gemüthlichen Höckerin, gewahrte er ein bildhübsches Mädchen, das statt ihrer hinter der Verkaufsbude stand.

„Wo ist denn Frau Plathen heute?“ fragte er. „Die Mutter hat sich erkältet und muß ein paar Tage das Zimmer hüten!“ antwortete die stellvertretende Händlerin. „Die kleine Unpäßlichkeit wird, hoffe ich, indes bald vorübergehen.“

Wie freundlich sprach das Mädchen und wie sauber und zierlich war es gekleidet!

Von seiner Wirtin erfuhr der Badmeister, daß Auguste Plathen lange Jahre in München bei einer vornehmen Dame, die vor kurzem gestorben, im Dienste gestanden hatte. Jetzt sollte die einzige Tochter der Händlerin zu Hause die Wirtschaft führen.

„Wer die mal zum Weibe bekommt,“ versicherte Frau Krüger, „wird auch nicht betrogen, und die Sparfame hat zudem von der alten Dame, deren Pflegerin sie gewesen, ein hübsch Teil geerbt.“

Bärman zog in Gedanken einen Vergleich zwischen seiner angehenden Braut und diesem einfachen Mädchen. Wie waren die beiden so sehr verschieden! Fräulein Schelling im Vollbewußtsein ihrer persönlichen Wichtigkeit, und deshalb von Selbstsucht beherrscht; — Auguste Plathen, sanft und milde, das Bild bescheidener und stiller Arbeitsamkeit!

„Wenn sie nur gar nicht kämen!“ seufzte der unschlüssige Mann, als er am Nachmittage des Besuches wartete. Seine Tochter Anna war aufgestanden und hatte, so sauer es ihr auch ward, Kaffee gekocht. — Kurz nach vier Uhr erschienen die beiden Damen.

Emilie trug ein braunes Stoffkleid mit leichtem Atlas-Überwurf. Das kleine Hütchen auf dem dunklen Haar stand der tadellosen Figur ganz ausgezeichnet. Unbestreitbar war das Mädchen noch immer eine hübsche Erscheinung.

„Das ist ihre Älteste?“ fragte Fräulein Schelling, als Anna sich schüchtern genähert und einen etwas ungelassenen Knix gemacht.

„Ja, unsere gemeinsame, treue Pflegerin und die Ziehmutter ihrer eigenen Geschwister!“ lächelte Bärman. „Die Kleine ist noch etwas blöde!“

„Nehmen Sie mir es nicht übel; unbeholfen ist das Ding!“ versetzte die zukünftige Hausfrau halb scherzend, halb ernsthaft. „Da werde ich noch genug zuzustutzen haben!“

„Aber alles mit der Zeit!“ beschwichtigte der Vater. „Von einem Kinde kann man doch nicht viel mehr verlangen.“

Frau Wildberg hatte indes einen der jüngsten Knaben an sich gerufen und den drolligen Knirps nach Namen und Alter gefragt.

„Fris Bärmann, — vier Jahre alt!“ antwortete der possierliche Junge.

„Nun komm' auch mal zu mir!“ wandte sich Fräulein Schelling an den Kleinen. „Du mußt doch Deine neue Mama kennen lernen.“

„Meine Mama ist gestorben!“ erwiderte der Furchtlose und blickte die Fremde groß an, ohne jedoch zu wissen, was die inhaltsschweren Worte bedeuteten. Dabei leistete der Junge der Aufforderung Folge und reichte der Dame die Rechte. Die Linke hatte er mechanisch auf ihr Kleid gelegt. Alle Fragen beantwortete das kluge Kind kurz und bündig. „Magst Du uns auch wohl leiden?“ meinte die bejahrte Frau. „Nein!“ klang die entschiedene Antwort. —

„Du unsauberer Bengel!“ schalt da mit einem Male die angehende Hausfrau, von ihrem Stuhle aufspringend, faßte den vollständig Verblüfften am Arm und führte ihn barsch zur Thür hinaus.

„Da sehen Sie nur!“ zeterte die Erregte; „der ungewaschene Junge hat seine Finger gemüthlich an meinem neuen Kleide abgeputzt. — Nein, ist das hier eine Wirtschaft! Ich werde die Rangen aber noch zu Paaren treiben!“

Herr Bärmann wollte der Fäzornigen eben das Ungebührliche ihres Betragens vorhalten, als ihm die Alte beschwichtigend zuvorkam.

„Kinder, werdet doch nicht heftig!“ wehrte sie. „Emilie, ich dünkte, Du solltest Dich nachgerade beherrschen gelernt haben. Dein Bräutigam kauft Dir jedenfalls ein anderes Kleid. — Herr Bärmann, Sie müssen es der Rappelköpfigen nicht so böse auslegen, wenn sie manchmal wirbelt. Sie meint es gar nicht so schlimm!“

Der Junge draußen heulte und schrie. Eine peinliche Pause des Schweigens entstand. Endlich erhoben sich die Damen zum Fortgehen.

„Hier meine Photographie, lieber August!“ überreichte die wieder zahm Gewordene dem Verlobten beim Abschied ihr Bild.

Der Witwer legte das Geschenk gleichgültig bei Seite. Dabei warf er einen schmerzlichen Blick auf das unter dem Spiegel hängende Gemälde seiner verstorbenen Frau. Von einem Wiederkommen sprach er kein Wort. Er wollte es Fräulein Schelling schreiben, daß er eine anheimelnde, friedliche Häuslichkeit suche; leider scheine eine Verbindung mit ihr dieser Hoffnung keinen Raum zu gewähren. Das Beste wäre also, das Verhältniß aufzulösen.

Bärmann hatte den Brief erst entworfen und war gerade im Begriff ihn abzuschreiben, als ein Billet von seiner Dame eintraf. Emilie schrieb, ihr hübsches Kleid sei durch die Schmutzfinger des Jungen total ruiniert. Der Bräutigam möchte nur, da er ja doch einen Brautanzug für sie kaufen würde, gleich zwei Kleider beschaffen, ein wollenes und ein seidenes. Dann müsse sie ihn auch darauf aufmerksam machen, daß ein Mädchen ihres Standes nicht in solch traurigem Winkel wohnen könne. Sie habe schon ein neues Logis in Augenschein genommen; es sei zwar etwas teuer, dafür aber schön und angenehm. Das müsse er mieten.

Als der Beamte solches gelesen hatte, knitterte er den Brief zusammen und warf ihn in den Papiertorb.

Jetzt schrieb er auf den vor ihm liegenden Briefbogen nur die wenigen Zeilen:

„Fräulein Schelling, Wohlgeboren hier. Wäre ich dazu verurteilt, Sie zur Frau zu nehmen, so würde ich wahrscheinlich schon vor Ablauf eines Jahres meiner seligen Frau in die Erde folgen, und das wäre doch schon meiner Kinder wegen etwas zu frühe.“

Ich sende Ihnen hiermit Ihre Photographie zurück. In aller Hochachtung

August Bärmann.“

* * *



„Du unsauberer Bengel!“ schalt da mit einem Male die angehende Hausfrau, von ihrem Stuhle aufspringend.

Trotzdem feierte der biedere Backmeister nach Verlauf von sechs Wochen Hochzeit. Die Auserkorene hieß aber nicht Emilie Schelling, sondern — Auguste Plathen und war keine andere, als der Bäckerin schmuckes Töchterlein. — Auch seine zweite Ehe war eine glückliche und zufriedene. Wenn Bärman später der fleißigen und häuslichen Gattin von den komischen Ergebnissen seines Heiratsgufuches erzählte, pflegte er schmeichelnd hinzuzufügen: „Ein solches Weib, wie das meinige, bekommt man freilich nicht „durch die Zeitung!“



Schwäbischer Bauer
(das Zeugnis seines Söhnchens, eines Gymnasiasten durchlesend):
„Warum sollt' jetzt an des Büeble nit uffi kumme! Es hät jo lauter hohe Nummere.“

Ich was — ich laß mir nichts weiß machen.

In einem Schwurgerichtssaale werden gewöhnlich sehr ernste Dinge verhandelt, bei denen es den Leuten keineswegs um's Lachen ist, und doch kommt hier und da etwas vor, bei dem auch die ernstesten Gesichter der juristischen Hämorrhoidarier, welche in ihren schwarzen Kutten hoch oben thronen, sich wenigstens zu einem leichten Grinsen zu verziehen genötigt sind.

Wurde da einmal im Höfgan einem armen Weiblein seine einzige Geiß gestohlen. Die Bestohlene hatte zwar den Dieb, der die Geiß von dem Graspläsklein unbefchrien hinweggelockt, noch erblickt; allein ihre alten Knochen waren zu steif, um den flüchtigen Hallunken zu erreichen, der, die meckernde Ziege auf dem Rücken, sich eiligst davon machte. Allein — die gute Alte hatte noch scharfe Augen, und sie konnte dem Herrn Gendarmen eine ganz genaue Beschreibung von dem Strolchen geben — es war ein schwarzlockiger, schwarzäugiger Mausfallen-Slowack gewesen, der in Gesellschaft einer umherziehenden Kesselflickerbande weit und breit die Gegend unsicher machte.

So gut hatte das Weible den schändlichen Räuber ihrer Geiß beschrieben, daß die findige Landjägererei ihn bald dingfest machte, und da der biedere Jüng-

ling noch verschiedene andere Galgenvogelstreiche auf dem Gewissen hatte, wurde er vor das nächste Schwurgericht gestellt.

Sein vom Gerichte bestellter Bertheidiger war nun Herr Arthur Cohn, der nach glänzend bestandenen Examen sich „frisch aus der Schale gepellt“ vor kurzem als Anwalt gesetzt hatte.

Der Herr Arthur Cohn war in seiner Art ein schöner Mann — interessant, höchst interessant. — „Schwarzäugig und schwarzlockig — wie eine Tanne schlank.“ —

Als nun der Tag des Schwurgerichts herankam, saß oben auf dem „Bänkle“ der edle Mausfallen-Slowack und neben ihm, mit dem Helm auf dem Kopfe und dem Schießprügel in dem Arm, der Herr Gendarm. Unter ihm aber, im schwarzen Talar, Herr Arthur Cohn, der jugendliche Bertheidiger. Aber wie sah der Slowackenjüngling so miserabel aus! Die schönen, schwarzen Locken waren ihm „reinlichkeitshalber“ abgeschnitten worden, die Gefängnisluft hatte seine Wangen gebleicht und die Sträflingskost war nicht so nahrhaft wie die gestohlenen Gizile oder die in der Schlinge gefangenen Hasen — nicht einmal wie Igel oder Katzen, die im Notfall auch nicht zu verachten sind. Gott, wie war der Arme mager geworden, — nicht mehr zu erkennen!

Das alte Weible wurde natürlich auch als Belastungszeuge vorgeladen, und als es auf Weisung des Vorsitzenden in den Saal trat, schaute es zunächst ziemlich „verdattert“ umher.

Nachdem der Vorsitzende die Zeugin über den Geißdiebstahl ausführlich befragt, zeigte er plötzlich auf den seitwärts sitzenden Angeklagten:

„Erkennt Ihr den dort als den Mann, der eure Geiß gestohlen hat, — Frau?“

Das Weible schaute sich verblüfft und rasch um, und ihre Augen blieben — auf Herrn Arthur Cohn gerichtet.

„De jo isch er's — wann er sich an e Schnauzbärtle het wache lon, un wann se n'em an e schwarze Schloftrock anzoze hennt — die schwarze Hoor — die knize Spitzbubeange un des malefiz Hallunkes'icht vergiß i nit leicht — i hab en glei erkennt, de Lumpebu, de lieberig!“

Da ging ein Gelächter durch den Saal, in das selbst die Richter einstimmtun und dem kaum des energische „Ich bitte um Ruhe!“ aus des Herrn Vorsitzenden Munde ein Ende machen konnte.

Der schöne Arthur Cohn aber kante grimmig an seinem Bleistift und machte ein Gesicht, als hätte er alle Landgerichtstinte auf einmal verschluckt.



Student zur Hausfrau:
 „Werfen Sie mir meinen Papiertragen herab —
 ich zieh' um!“



Eine Bank in Baden, auf der wieder prompt ausbezahlt wird.



„Herr Gott, ist das unpraktisch, daß der Mensch
 zwei Händ' hat und nur einen Mund!“



Lehrerin: „Wir wollen nun von den geflügelten
 Geschöpfen sprechen. Lieschen, nenne mir ein solches.
 — Nun — es kommt täglich an euer Fenster. —
 Deine ältere Schwester liebt es sehr. Das ist —?“
 Lieschen (freudig): „Das ist der Herr Flügel-
 adjutant!“

Der „Wanderer“ in Seeberg.

Da sitzen sie wieder beisammen im „Schiff“ zu Seeberg, die alten Bekannten und der „Wanderer“ mitten unter ihnen. Für diejenigen Leser des Kalenders, die sich der Gesellschaft nicht mehr erinnern aus dem 85er Kalender, wollen wir sie nochmals namentlich aufzählen. Da sitzt neben dem Wanderer der Schneidermeister und Gemeinderat von Seeberg, der Herr „Nat,“ der lang' Josef und der dick' Peter, die Felchensfischer; derjenige mit den glänzenden Knöpfen am Rock ist der Grenzaufseher Mathes, selbiger hat gestern Nachtdienst gehabt und kann heute Abend ruhig dem Wanderer zuhören; auch der Kirche-Simme, der einzige Jude in Seeberg, ist unter ihnen und neben ihm der Hasenfranz, der ehemalige Kommandant der Dorfdragoner von Anno 48. Oben am Tisch hat der Lehrer mit dem Unterlehrer Platz genommen und am Seitentische befindet sich der Kriminalbeamte von Seeberg, der alte Polizei-Meier.

„Wo seid Ihr denn das letzte Jahr gesteckt, lieber Wanderer? Und warum habt Ihr uns zwei Jahre warten lassen mit euerem Besuch?“ fragte der Herr Nat.

„Ja, ja, ich weiß wohl. Nichts für ungut; es soll nimmer vorkommen,“ sagte der Wanderer, „ich bin eigentlich unschuldig — aber . . .“

„. . . aber der letztjährige „Neue“ hat ihn nicht gemundet;“ ergänzte die Schiffwirtin, „da hat er lieber bei den Stadtherren in Konstanz Bier gekneipt.“

Der Wanderer hatte gerade ein Stück Selbstgeräuchertes verzehrt und nahm einen kräftigen Schluck Seeberger drauf: „Still, Schiffwirtin; Ihr wißt, daß ich gern bei Euch bin.“

Der Schiffwirt schaute seine Frau schief an.

„Er meint ja uns beide,“ vervollständigte diese.

„Spaß bei Seit! Jetzt kommt der Ernst,“ fuhr der Hasenfranz dazwischen. „Wanderer, Ihr habt versprochen, uns mit dem Himmel bekannt zu machen. Also los damit!“

„Mit dem Christenhimmel?“ frug der Kirche-Simme.

„Nein, das überlasse ich den Eingeweihten; aber vom sichtbaren Himmel will ich heute erzählen und beginnen mit dem bekanntesten Himmelsgestirn, dem Mond.“

„Bravo!“ sagte der Lehrer. „Der Wanderer am Himmel ist ja euer Kolleg, und trotzdem ihn alle Leute so oft sehen, dürfte doch manchem das oder jenes noch unbekannt oder unklar sein.“

Der Wanderer begann: „Der Mond ist schon unendlich lange Zeit am Himmel und macht seinen Weg bereits viele tausend Jahre, so daß er ihn jetzt blind finden könnte.“

„Wie ich 's Rathaus,“ murmelte der Nat. Er bekleidete seit zehn Jahren diesen Ehrenposten und suchte damit der Gesellschaft seine Befähigung auch für noch weitere zehn Jahre nachzuweisen.

„Die alten Phönizier,“ fuhr unbeirrt der Wanderer fort, „die Ägypter und Griechen erzählen mancherlei von ihm. Der alte Klearch meinte, er sei ein polierter Spiegel; Tacitus hielt ihn für ein Stück von der Sonne. Auch deutsche Gelehrte haben sich mit ihm befaßt: der große Astronom Kepler, Herschel. —“

„Ein Glaubensgenosse!“ nickte der Kirche-Simme selbstgefällig.

Der Lehrer schüttelte den Kopf; es war wieder nichts mit der Meinng des Kirche-Simme.

„Auch schon Simplicius, der unfete Wanderer im 30-jährigen Krieg, meinte, der Mond müsse unbewohnt sein.“

„Ha, ha, der Simpler,“ fuhr die alte Polizei heraus.

„Und die Dichter kennen ihn auch alle; er ist ja der Freund weichgestimmter Seelen.“

„Ah —“ unwillkürlich entschlüpfte da ein tiefer Seufzer dem Unterlehrer; er dachte an des Schiffwirts Töchterlein.

„Und der Peter Hebel, mein Wiesenthäler Landsmann,“ ergänzte der Grenzaufseher, „hat ja ein Gedicht gemacht auf den Mann im Mond.“

„Freilich,“ sagte der Wanderer, „da wollen wir gleich einmal den Mann untersuchen. Wenn man mit einem Fernrohr nach dem Monde schaut, so sieht man seine hellen und dunkeln Stellen viel besser, als mit bloßem Auge. Und da thut sich dem erstaunten Beobachter eine ganze Wunderwelt auf. Eine große Anzahl mächtiger Gebirgsketten und einzelner hoher Berge ragen in den dunkeln Himmel hinaus — das sind die hellen Stellen der Mondscheibe oder vielmehr der Mondkugel. Die Berge des Mondes sind von den Astronomen gemessen worden, und da hat sich ergeben, daß sie höher sind als der Säntis drüben und alle Berge der Schweiz. Die Gelehrten haben ihnen Namen gegeben, wie Plato, Tycho, Archimedes, Copernikus, Kepler, Newton u. s. w. Die Berge des Mondes aber sehen ganz anders aus, als die Berge unserer Erde. Sie sind kahl,

starren in schroffen Faden und sind mit zerklüftetem Gestein bedeckt. Das wäre eine herrliche Bergbesteigung für unsere Alpenkletter! Da müßten sie gut genagelte Stiefel anziehen und einen starken Alpenstock mitnehmen. Oben droben aber sieht's aus wie an einem Ziehbrunnen. Ringsum geht ein hoher Felsenwall und in der trichterförmigen Vertiefung erhebt sich ein Kegelberg, dem Krater eines Vulkans vergleichbar, in dessen Loch man ganz Seeberg hinunterstellen könnte und noch mehr.“ (Siehe Abbildung!)

„Herrje!“ rief die Wirtin, „solche Löcherberge giebt es Gottlob auf der Erde keine.“

„Doch!“ rief der Polizei-Meier, und ging schnurgerade auf die Wirtin zu. „Das weiß ich! Habt Ihr schon den Besof gesehen? In Italien? — Ja, da muß man eben in der Welt gewesen sein!“

Und gravitatisch schritt der Alte an sein Tischlein und that einen kräftigen Schluck. „Da ich von den päpstlichen Soldaten wegstam, ging ich geraden Wegs nach Nabooli und wurde dort als Mantier-treiber eingeschürt und kam

mit den fremden Reisenden oft hinauf an den Besof. Da ist grad so ein Loch, wo die Asche, Steine und der Rauch herauskommt; das ist ein Vulkan.“

„Halt, Halt!“ lachte der Wanderer, „nicht so viele Fremdwörter, wenn man so einen deutschen Namen hat wie Ihr und Maier heißt. Der Vulkan heißt Besuv und die Stadt Neapel.“

„Aber recht hat er doch,“ sagte der Lehrer, „auch die Mondberge sind früher wohl das Gleiche gewesen, feuerpeiende Berge, die jetzt erloschen sind. Nur sind unsere Vulkane Maulwurfshügel gegen die im Mond.“

„Und solche Berge sind viele Hunderte auf dem Mond,“ erzählte der Wanderer weiter. „Wer ein scharfes Auge hat, wird am untern Rand eine hellere Stelle gewahren können: das ist der große Berg Tycho, und von dem gehen helle Streifen nach allen Seiten hin, Lichtadern, mit denen die Gelehrten noch nicht viel zu machen wissen.“

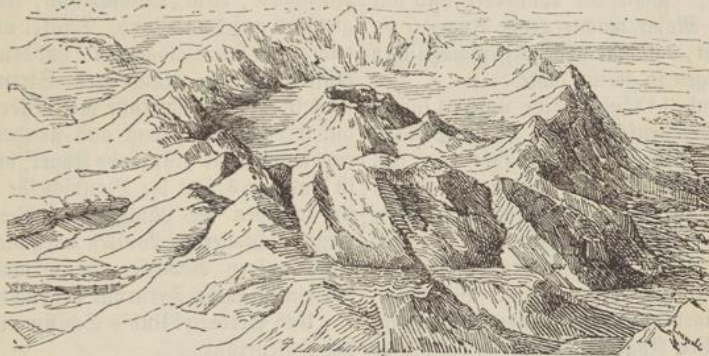
„Aufgerissener, mit Lavamasse ausgefüllter Boden aus der Zeit der Mondrevolution?“ fragte der Lehrer.

„Revolution?“ fuhr der Dragoner-Oberst auf. „Beruhigt Euch,“ bedeutete der Wanderer, „es ist nicht so gefährlich. In früheren Zeiten war der Mond viel hitziger als jetzt, gerade wie Ihr auch. Und da rumorte es in seinem Innern, und grimmig sprengte er den festgewordenen Mondboden, und das flüssige Innere quoll heraus, gewaltfam wie kochendes Wasser und Dampf aus dem Topfe. Jetzt ist er ruhig geworden, der alte Gefelle, und sein narbiges Gesicht zeigt uns nur noch, was früher einmal dort vor sich ging.“ Der Hasenfrauz setzte sich wieder; er war beruhigt.

„Und zwischen den Mondbergen liegen ausgedehnte Tiefebener; diese seht Ihr auch mit bloßem Auge:

das sind die dunkeln Stellen im Mond. Man nimmt an, daß sie früher mit Wasser überdeckt waren, und die Astronomen nennen sie deshalb auch Meere.

Da giebt es ein fruchtbares Meer, ein stilles Meer,



Mond-Gebirgslandschaft.

ein Regenmeer und dgl. (Siehe Mondkarte!)

„Hu, Wanderer, am Ende hat man gar Felchen im Monde!“ sagte der Peter.

„Allerdings, Peter, aber dort fischt niemand: erstens, weil's keine Menschen hat, zweitens, weil die Mondmeere kein Wasser haben und drittens, weil es ohne Wasser keine Fische giebt.“

„Was? He! Oho!“ hallte es durcheinander. Es wurde unheimlich.

„Auch keine Städte und Dörfer, keine Polizei, keine Gerechtigkeit, keinen Zoll, keinen Gemeinderat, kein Wirtshaus?“ und nur hinterdrein konnte man deutlich zwei Stimmen vernehmen: „Keine Glaubensgenossen! Keine Liebe!“

„Geduld! Geduld!“ sagte der Wanderer. „Unsere Erde ist mit einer Lufthülle umgeben, man nennt sie Atmosphäre. Eine solche hat der Mond nicht mehr; er hängt ganz naft im Weltall. Wenn die Sonnenstrahlen zu uns herunter kommen, müssen

sie durch unsere dicke Luftshülle. Sie haben Mühe, bis sie durchkommen; deshalb kommen sie auch abgeschafft auf den Erdboden und haben von ihrer ursprünglichen Hitze viel verloren. Das ist anders auf dem Mond. Da brennt die Sonnenhitze so gewaltig auf den Boden, daß alles versengt würde, wenn es Pflanzen und Tiere dort gäbe; und diese Sonnenglut dauert nicht nur einen Tag über, sondern unausgesetzt zwei Wochen lang. Zwei folgende Wochen aber scheint gar keine Sonne. Da geht alle Wärme schnell wieder fort und es wird schrecklich kalt. Habt Ihr einen Begriff davon, wenn ich Euch sage, daß es eine Kälte giebt, wo das Thermometer 100 Grad unter Null zeigt?"

"O ja!" sagte der Polizei-Maier und schritt dabei wieder auf den Herrentisch zu, "das ist gerade das Umgekehrte von Neapel in den Hundstagen."

"So ungefähr," lachte der Wanderer und alle andern mit. Der Maier machte große Augen. Er hatte nicht geglaubt, daß man seine wissenschaftlichen Auseinandersetzungen so gering achte.

"Daß der Mond 14 tägige Hitze und 14 tägige Kälte, 14 Tage Sonnenschein und 14 Tage Nacht hat," ergänzte der Lehrer, "rührt davon her, daß der Mond sich nicht täglich, wie die Erde, sondern während vier Wochen nur einmal um seine Achse dreht, wobei er den Erdbewohnern immer nur eine und dieselbe Seite zuehrt. Nicht wahr, Wanderer?"

"So ist es, Herr Lehrer," sagte der Wanderer, "das ist eine Eigentümlichkeit seiner Bewegung, und keines Menschen Auge hat je gesehen, wie es auf der andern Mondseite aussieht."

Daß nun bei diesem furchtbaren Wechsel von Hitze und Kälte keine Pflanze, kein Tier, kein Mensch leben könnte, seht Ihr jetzt wohl selbst ein."

"Es könnten aber doch dort Leute von Eisen und Stahl sein," meinte der Hasenfranz.

"die Kieselsteine und Gold essen," ergänzte scherzend der Peter.

"Gold!" wiederholte zufrieden der Kirche-Simme.

"Ja," fuhr der Wanderer fort, "man hat schon Verschiedenes darüber gefabelt. Einige haben behauptet, Flußpferde gesehen zu haben, Schafe mit elfenbeinernen Hörnern, weiße Rehe, Flügelbewohner; ein anderer hat gemeint, Festungen zu entdecken, Wälle, Kanäle, Wege. Das aber ist alles nichts. Unsere besten Fernrohre würden zur Wahrnehmung dessen nicht ausreichen. Der Mond ist still und ruhig, er träumt von seiner einstigen Jugend, da er vielleicht ein ähnlich Kleid hatte, wie unsere Erde. Es rumort nicht mehr in seinen Eingeweiden, und nach außen macht er immer das

gleiche, ruhige, melancholische Gesicht. Würde es aber auch auf dem Monde noch so stürmisch hergehen — wir könnten dennoch keinen Laut vernehmen," da ja keine Luft droben ist," ergänzte der Lehrer.

"Ganz richtig. Und wenn der mächtigste Berg des Mondes zusammenstürzte, hörte man nichts davon; denn die Luft ist die Trägerin des Schalles."

"Wenn's keine Luft gäbe, da ging's auf dem Nathans ruhig zu," wendete sich der Josef zum Ratsherr.

"Seid still! Ihr mit euern 8 Kindern! Die Rangen verführen ja in der ganzen Nachbarschaft einen schauerhaften —"

Der Wanderer unterbrach den Redestrom des Gemeinderats.

"Still davon! — Auch keine Morgen- und Abendröte, keine Dämmerung, keinen Regenbogen giebt es auf dem Mond. Dunkel und schwarz hängt das ganze Himmelsgewölbe um den Mond. Herrlich müssen da die glänzenden Sterne des Himmels funkeln, die Milchstraße viel heller schimmern, und die Erde, vom Mond aus gesehen, zeigte sich als eine wunderbar glänzende Kugel, die 13 Mal größer ist, als uns jetzt die Mondscheibe erscheint. Deutlich würden die Länder und Meere hervortreten, wenn nicht gerade Wolken über die Erde hinjagten. Auch unsern Bodensee könnte man von dort aus mit einem guten Fernrohr beobachten."

"Und Seeberg! Und's Schiffwirthshaus!" jauchzte der Hasenfranz.

"Und den lieben Wanderer," ergänzte begeistert die Wirtin.

"Bravo!" hallte es. "Er soll leben hoch!" Die Gläser klangen. Die Seeberger glaubten sich schon auf dem Mond.

"Halt, Halt!" rief der Lehrer. "Wir sind ja noch gar nicht droben."

"Führt uns hinauf, Wanderer," riefen sie am Tische.

"Schiffwirth," sagte der Wanderer, "richtet für uns etwa 200 Schinken und ebensoviele Schaufele, einige Standen voll Bohnen und Sauerkraut, Mehl zu circa 15 hundert Laib Broten, etwa 5000 Eier, sonstige Nahrungsmittel, aber nicht knapp messen und noch 30 Dhm Seeberger — dann soll's losgehen. Wenn wir mit dem Blitzzug hinauffahren — Stationen sind ja keine unterwegs —"

"Halt," sagte der Kirche-Simme, "ich hab in Galizien einen Jugendfreund; er handelt mit Rossen. Ach, Wanderer, lassen wir dort anhalten! Wird ihn unendlich freuen!"

„Wir können auch in Galizien anhalten, es kommt auf einen Tag mehr nicht an; denn nach meiner Rechnung brauchen wir 217 Tage hinauf, ebensoviel herab und einen zweimonatlichen Aufenthalt droben: springt dann so um 500 Tage herum.“

„Was? 500 Tage? Geh' ich nicht mit! Geh' ich einen Brief mit an den Freund!“ Er stand vom Tisch auf und machte Miene, davon zu laufen.

„Bleibt nur ruhig sitzen, Stirche-Simme, wir reisen heut' noch nicht ab,“ sagte der Grenzaufseher und zog ihn am langen Rockschöß wieder neben sich auf die Bank.

„Das sind,“ sagte der Wanderer, „rund 50 000 Meilen Entfernung.“

Das Sonnenlicht macht diesen großen Weg allerdings in ein und einer Viertels Sekunde, der Telegraph würde ihn in noch kürzerer Zeit zurücklegen, und wir alle auch — in Gedanken in einem einzigen Augenblicke.“

„Aber gut zielen heißt es doch,“ sagte der Herr Rat, „daß wir nicht neben durch kommen. Wenn's Vollmond ist, kann man schnurgerad auf die Mitte zusteuern; aber wenn er leer ist oder nur ein Horn hat . . . Aha!“

Der Lehrer belehrte den Gemeinderat, daß deswegen doch das fehlende Stück am alten Platz sei: „Wir sehen es nur nicht, weil es nicht von der Sonne beschienen ist. Die schwachen Umriffe könnt Ihr aber doch bemerken, schaut nur einmal genau hinauf. Und dieses matte, aschfarbene Licht auf der nicht von der Sonne beschienenen Seite ist der Widerschein von unserer vollerleuchteten Erde.“

„Von rechtswegen sollte der Vollmond jede Nacht scheinen; dann brauchten sie für die Straßenbeleuch-

ung in Konstanz kein Gas und wir in Seeberg keine Erddollaternen,“ meinte der Rat.

„Da habt Ihr recht,“ bestätigte der Wanderer, „und wenn Ihr's zusammenrechnet, so nützt uns der Mondschein praktisch in einem ganzen Monat eigentlich nur 8 Nächte.“

Am Tage brauchen wir ihn nicht. Wenn er am Abend um 6 Uhr im Osten aufgeht, wendet er seine ganze von der Sonne beleuchtete Scheibe uns zu;

dann überstrahlt er das ganze Himmelsgewölbe die Nacht hindurch mit seinem Lichte: es ist Vollmond.“

„O Vollmond, wunderbarer Schrein, Erglänztst wie die Liebe rein . . .“

rezitierte halblaut der Unterlehrer. Die Verse stammten ursprünglich von ihm.

„Bravo,“ sagte der Wanderer, „da hätten wir ja auch einen Dichter unter uns.“

Bis nächstes Jahr müßt Ihr zu unserer Zusammenkunft noch mehr Reime schmieden.“

„Soll gerne geschehen!“ sagte der Unterlehrer.



Karte des Mondes

Der Wanderer fuhr weiter: „Es geht nun der Mond jeden folgenden Abend etwa eine Stunde später auf. Also kommt er nach einer Woche erst um 12 Uhr nachts und heißt dann letztes Viertel. Wieder nach einer Woche geht er um 6 Uhr morgens auf und marschiert als Neumond am Tag neben der Sonne am Himmel hin. Wenn er aber um 6 Uhr abends gerade über uns steht, erscheint er wieder nur halb beleuchtet, heißt erstes Viertel und ist im Zunehmen begriffen. Die Bahn, welche er von einem Vollmond bis zum nächsten durchläuft, ist eine schlangenförmig gewundene Linie. Mit diesem Weg ist's indessen nicht so einfach, und er hat den Astronomen schon viel zu

denken und zu rechnen gegeben. Beispielsweise kennen sie fünf verschieden lange Monate; diejenigen, die wir im Kalender verzeichnet finden, sind z. B. 29 Tage, 12 Stunden, 44 Minuten und 2 und 8 Zehntel Sekunden lang.“

„Schau, schau, sagte der Rat, davon habe ich keine Ahnung gehabt.“

„Es wird noch viele Dinge geben, wovon ihr keine Ahnung habt,“ sagte der Josef. „Deshalb muß auch der Wanderer jedes Jahr kommen und uns belehren.“

„Ja,“ sagte die Schiffwirtin, „aber von den Finsternissen hat er noch nichts gesagt, der Wanderer.“

„Und von Ebbe und Flut in unsern Meeren; daran sei ja auch der Mond schuld,“ fügte der Lehrer bei.

„Und wie er das Wetter macht,“ meinte der Josef.

„Und so weiter!“ sagte der Wanderer. „Es giebt noch so manches über den Mond, das ich zu sagen hätte. Ich vergesse es nicht und schreib's für das nächste Jahr in das Notizbuch. Jetzt mag ich nicht weiter machen, sonst bekommt Ihr auf einmal zu viel in den Kopf. Ich muß noch an andere Orte; der Wanderer hat viele Freunde, und sie mehrten sich jedes Jahr; diese wollen auch etwas von ihm hören!“

Er stand auf, leerte sein Glas, holte sein Mänzchen vom Nagel und seinen Ziegenheiner und drückte jedem freundlich die Hand zum Abschied.

„O Wanderer — volle zwölf Monate, das ist lang!“ ließ sich die Schiffwirtin kleinlaut vernehmen.

„Ist bald herum! Wohlauf, Fortsetzung folgt das nächste Jahr!“

Der Fuchs in der Falle

oder

der bestrafte Spekulant.

In einem Orte am Bodensee lebte vor Jahren ein ehrsam's Schneiderlein, Namens Zwickauer. Es nadelte tags und nadelte nachts; denn es wollte so reich werden, wie der Nachbar Schlaumaier dort drüben, der Mackler, der ein eigenes Haus erwuchert hatte und des Werktags im Sonntagsrock spazieren gehen konnte. Aber die Zeiten waren schlecht, und der Kleiderkünstler verdiente nicht viel mehr, als er mit seiner kinderlosen Sabine — so hieß nämlich seine bessere Hälfte — tagtäglich verhauste, und die par Kreuzer, die er sich wöchentlich auf die Seite legte, wollten lange nicht zu einem Stümchen anwachsen, womit er sich ein eigen Häuschen kaufen konnte. Als er nun eines Abends am Fenster saß und bei sinkender Nacht noch darauf losstichelte wie eine Nähmaschine, nur nicht mit solchem Geräffel, da kam draußen nachlässigen Schrittes Nachbar Schlaumaier heran, grüßte freundlich und sprach: „Ihr seid doch ein rechter Narr; — Ihr nadelst Euch blind, daß Ihr nicht mehr den grünen Zweig sehet, auf den Ihr euch setzen könntet.“ Zwickauer hielt inne und sprach: „Nicht allen Leuten kommt das Glück im Schlaf, wie Euch; unser Einer muß sich plagen bis ans selige End und bringt's doch nicht vorher auch nur so weit, wie eine ordentliche Schnecke, die doch ihr eigenes Haus befißt.“

„Wenn es sich nur darum handelt,“ entgegnete Schlaumaier — „das könnt Ihr gleich morgen schon fertig bringen. Ich gebe Euch 3000 Gulden auf Handschrift; Ihr schießt euer Ersparthes dazu — und

das Häuschen, in das Ihr Euch schon seit 10 Jahren eingewohnt habt, soll euer sein.“

Jetzt legte das Schneiderlein die Nadel weg, rieb sich die Augen aus und sagte: „Wenn ich so viel Kredit bei Euch hätte, wäre ich dem Handel gar nicht abgeneigt; — denn meine Sabine meinte schon lange so.“ Kurz und gut — des andern Tags wurde der Handel abgeschlossen. Der Schneider kaufte das Häuschen um 6000 Gulden. Die eine Hälfte des Kaufschillings deckte er mit seiner Barschaft; die andere Hälfte aber entlehnte er — freilich gegen einen Wucherzins — von dem Nachbar Schlaumaier. Noch nie hatte sich das zwickauer'sche Ehepärchen glücklicher gefühlt, als im stolzen Besitze eines eigenen Heims. Aber Glück und Glas, wie bald bricht das! Als freudevoll die gute Sabine Trepp' auf Trepp' abeilte, um die Wohnung nach ihrem Sinne einzurichten, tat sie oben auf der Bühne einen Fehltritt und stürzte so unglücklich die Treppe herunter, daß sie mehrere Rippen brach. Sie mußte ins Bett getragen und vom Feldscher ärztlich behandelt werden. Weil aber dieser aus Mangel an Praxis das Gefährliche eines weiblichen Rippenbruchs nicht recht erkannte, so kam der Brand dazu und Sabine mußte sterben. Der verlassene Zwickauer schien untröstlich. Mit seiner besseren Hälfte war sein Glückstern untergegangen; er hatte alle Schaffensfreude eingebüßt. Darum verlor er seine Kundschaft und zog von einer Wirt'schaft in die andere. Kein Wunder, wenn er seinen Verpflichtungen, welche er dem Schlaumaier gegenüber eingegangen hatte, nicht nachkommen konnte.

Um so besorgter drängte dieser auf Entrichtung der bedungenen Zinsen; der arme Teufel aber konnte den Zahlungstermin nicht einhalten. Darum klagte der Wucherer die Schuld ein, und da sich augenblicklich kein Käufer einstellte, wurde das schöne Häuschen unter den Hammer gebracht und um einen Schleuderpreis dem Mackler zugeschlagen, der es bald darauf wieder mit gutem Profit verkaufte. Der Obdachlose verlor dadurch jeden Stützpunkt. Seinem Berufe sagte er für immer lebewohl, und um sein kümmerliches Dasein zu fristen leistete er den Bewohnern des Ortes alle möglichen Dienste. Fand eine Verlobung statt, sagte Zwickauer es im abgehobenen Tract herum; war eine Standesperson gestorben, dann verstand niemand sein Gesicht als Leichenbitter in so wehemütige

Trauerfalten zu legen, wie er; wurde ein Schwein geschlachtet, war er bei der Wesselsuppe der ständige Gast. Jedermann liebte das harmlose Schneiderlein, welches trotz seiner ärmlichen Lage stetsfort einen glücklichen Humor entwickelte. Niemand ahnte aber, daß unter dieser harmlosen Maske des Scherzes ein finsterner Groll Rache kochte gegen denjenigen, der ihn herzlos

um Hab und Gut gebracht. „Diesem schändlichen Wucherer will ich's noch einbrocken,“ murmelte er oft vor sich hin, wenn er allein war und sein elendes Schicksal überdachte. Die Gelegenheit, einen Racheplan auszuführen, sollte sich indessen gar bald darbieten. Im Orte war nämlich eine einsame alte Jungfrau gestorben und hinterließ ein stattliches Häuschen in prunkvoller Ausstattung. Sie hatte zwar sehr einfach gelebt; aber man konnte mit Grund annehmen, daß sie bedeutende Geldmittel mußte besessen haben. Da sich weder nahe, noch entferntere Erben ausfindig machen ließen, so sollte die Hinterlassenschaft dem Fiskus anheimfallen. Die gerichtliche Durchsuchung des Hauses ergab jedoch keinerlei Barschaft, so daß allerwärts die Vermutung rege wurde, die geizige Alte müsse ihr Geld in irgend einem verborgenen

Winkel der Wohnung versteckt oder ihre Schätze im Keller vergraben haben. Die wiederholten gründlichsten Untersuchungen blieben jedoch ohne jeglichen Erfolg. Das Haus wurde zur Versteigerung ausgeschrieben und die Käufer eingeladen, das Anwesen noch vor der Auktion zu besichtigen. Etliche Liebhaber aus nah und fern stellten sich ein, um, von dem Gerichtsdiener begleitet, einen Rundgang in den Räumlichkeiten des Hauses zu machen. Mit sichtlichem Interesse hatte sich auch der Geldmann Schlaumaier beigelegt und ihm auf der Ferse war das Schneiderlein Zwickauer gefolgt. Man hatte bereits die meisten Gemächer gemustert und gelangte durch eine Seitenthüre in das kleine Schlafgemach der Verstorbenen. Dasselbe war ein niedliches Käm-

merlein, welches für Liebhaber der Holzschnitzerei viel Interessantes bot. Prächtige Reliefbilder aus der Poppzeit bedeckten die Wände und an der Decke prangte eine Rosette in wunderlichen Verschlingungen und bunten Farben. Neugierig staunten die Eingetretenen diese Kunstschätze an. Keinem aber, außer dem Schlaumaier, schien der Gedanke aufzusteigen, als ob hinter diesem phantastievollen Getäfel

Geldschätze könnten verborgen sein. Denn nur er unterfing sich, wie ein prüfender Kunstkenner da und dort eine zweifelhafte Stelle zu betasten oder zu beklopfen, als ob er sich von der Echtheit der Schnitzerei überzeugen wollte. Insbesondere schien eine Kapelle der Gegenstand seines forschenden Blickes zu sein, die in prächtiger Miniaturarbeit über dem Altoven zu Hälfte in das Maßwerk eingelassen war. Mit dieser beschäftigte er sich noch, als schon alles das Gemach verließ. Dem Schneider, der den Mackler mit Argusaugen verfolgte, fiel dessen Gebahren auf. Zu seinem Staunen bemerkte er auch, daß der begeisterte Kunstliebhaber beim Hinausgehen seinen Stock in die Ecke des Schlafgemachs stellte, um ihn dort absichtlich zu vergessen. „Was gilt's“ murmelte er vor sich hin, „der Halunke hat in der



Da kam draußen nachlässigen Schrittes Nachbar Schlaumaier heran und grüßte freundlich.

Kapelle den Schatz gewittert.“ Sein Verdacht wurde zur Gewißheit, als beim Verlassen des Hauses Schlaumaier den Gerichtsdienner bat, ihm zu gestatten, seinen Stock zu holen, den er in irgend einem Zimmer aus Versehen müsse stehen gelassen haben. Während der verdächtig langen Pause bis zum Wiedererscheinen Schlaumaiers schob der Schneider unvermerkt einen Riegel des Gangfensters zurück, worauf sämtliche Personen das Haus verließen und dasselbe vom Gerichtsdienner abgeschlossen wurde. Das pfiffige Schneiderlein war entschlossen, über den Schatz sich nun volle Gewißheit zu verschaffen. Noch heute Nacht mußte er durch das aufgeriegelte Fenster in das Haus gelangen; denn morgen sollte die Versteigerung sein. Es war eine stockfinstere Nacht, der Wind heulte durch die Straßen. Der Regen goß in Strömen. So gelangte er ungesehen nachts um 12 Uhr mit pochendem Herzen in die unheimliche Behausung. Nicht um Geld hätte er diesen schauerlichen Schritt gewagt; aber der Gedanke an Rache machte ihn mutvoll. Er zündete eine kleine Wachskerze an, durchschlich zagenden Fußes die dden Gemächer und gelangte endlich in das verhängnisvolle Geläß. Dort ließ er sich ermattet in einen Lehnstuhl sinken. Sein Herz klopfte laut und fieberhaft, und sein Atem drohte vor Angst zu ersticken. Nach einer kurzen Weile raffte er sich auf und begann die Untersuchung. Er bestieg den Stuhl, der noch Schlaumaiers Fußspur aufwies, um die Kapelle über dem Eingang zum Altoven zu untersuchen. Mit zitternder Hand betastete er das Portal derselben und, siehe da, bei der ersten leisesten Berührung fielen die Flügelthüren in Trümmern zu Boden. Augenscheinlich hatte Schlaumaier sie gewaltsam erbrochen und nach genommener Einsicht in Eile nur lose angelehnt. Zwickauer leuchtete mit dem Kerzenlicht in das Innere der Kapelle. Er konnte einen Ausruf der Ueberraschung kaum unterdrücken. Denn darinnen erglänzten zwei Reihen Säulen, aufgebaut aus lauter blinkenden Dukaten. Die genauere Untersuchung ergab, daß der ganze Schatz sich rund auf 10000 Gulden belief. Dem Schneiderlein flimmerten die Augen; denn so viel Geld hatte er noch nie beisammen auf einem Haufen gesehen. Was sollte er damit machen? Es da liegen lassen — hieße den Wucherer bereichern; denn daß dieser morgen um jeden Preis das Haus ersteigern werde, war ihm klar. Den Schatz selber zu behalten — das ging gegen sein Gewissen. Während er so mit sich kämpfte, entdeckte er auf dem Altärchen eine Urkunde — er las: „Diese 10000 Gulden sind Eigentum der hiesigen Gemeinde zur Unterstützung der Armen.“

„Gut,“ murmelte er vor sich hin, „nun weiß ich, was ich zu thun habe. Mit vieler Gemütsruhe füllte er sämtliche Taschen mit Gold; nur zehn Stück nebst der Urkunde ließ er auf dem Altärchen liegen. Schen wie ein Dieb verließ er das Haus und gelangte ungesehen in seiner Mansarte an.

Des andern Tags um die neunte Stunde begann die Versteigerung des Hauses. Im größten Zimmer desselben wurde dieser Akt vorgenommen. Fremde Personen hatten sich außer einem Kaufmann aus Konstanz keine eingefunden; allein aus dem Orte selbst war viel Publikum herbeigekommen. Ernstliche Kaufliebhaber schienen es nur zwei zu sein: Schlaumaier, der Geldmann und Zwickauer das Schneiderlein. Alles übrige Volk waren neugierige Zuschauer. Das Anwesen war taxiert zu 2000 Gulden. Nachdem der Protokollführer die Verkaufsbedingungen vorgelesen, begann das Ausgebot.

„Auf einen Punkt muß ich noch aufmerksam machen!“ wandte sich der Rechtsanwalt an die still lauschenden Anwesenden. „Es geht sehr laut das Gerücht, die Verbliebene habe ihr Barvermögen an irgend einer geheimen Stelle des Hauses versteckt. Der Käufer wird durch Erstehen des Hauses nicht gleichzeitig Eigentümer des etwa später gefundenen Schatzes. Er hat die Pflicht, das Geld bei Gericht abzuliefern, und läuft entgegengesetzt Gefahr, eine strafbare Unterschlagung zu begehen.“

Ein Kaufmann aus der Nachbarschaft that das erste Gebot. Er setzte mit tausend Gulden an.

„Tausend Gulden sind geboten!“ verkündete der Anwalt.

„Fünfzehn Hundert!“ folgte Schlaumeier hinterdrein, um alle etwaigen Konkurrenten einzuschüchtern.

Eine kleine Pause entstand. „Niemand mehr?“ fragte der Jurist.

„Zwei tausend Gulden!“ wurde eine dünne Stimme hörbar.

Alles blickte auf den neuen Bieter. „Oh, Zwickauer!“ riefen ein paar Stimmen höhnlisch.

Schlaumaier maß den Rivalen mit verächtlichem Blick. „Zwei tausend fünf hundert Gulden!“ donnerte er.

„Drei Tausend Gulden!“ folgte die prompte Überbietung.

Dem Wucherer trat der Schweiß auf die Stirn. „Drei tausend fünf hundert Gulden!“ ächzte er. Mit diesem Sprung glaubte er den Widersacher unbedingt zum Schweigen zu bringen.

„Vier tausend Gulden!“ klang die feine, aber ruhige Stimme des Schneiderleins.

„Das ist ja die alte Barracke nicht wert!“ schüttelten mehrere der vorn stehenden Männer den Kopf. Der Schneider verzog aber keine Miene.

„Ich sollte meinen,“ begann der vor Wut bebende Bucherer, „der Mann müßte, bevor er das Grundstück weiter in die Höhe treibt, hier den Nachweis führen, daß er auch bezahlen kann.“

„Darüber habe ich zu bestimmen!“ erklärte kurz der Jurist.

Das Publikum begann sich an dem Wettkampf der beiden Reflektanten zu amüsieren. Die meisten standen auf Seite des Schneiders und sprachen das auch laut und mit allerlei Sticheleien auf den Geldmann aus.

So trieben sich die beiden Kampfhähne um das Anwesen bis auf fünf tausend Gulden in die Höhe. Der Dicke hatte das letzte Wort gehabt.

Jetzt schien der Schneider nicht weiter gehen zu wollen. Unter stillem Lächeln trat er bei Seite.

„Zum Ersten! — zum Zweiten! und“ — rief der Jurist — „fünf tausend Gulden — zum Dritten! — Herr Private Schlaumaier erhält hiermit den Zuschlag!“

„Kann ich das Grundstück heute schon in Besitz nehmen?“ fragte der Sieger.

„Ja, sowie Sie mir die Kaufsumme gebracht haben, empfangen Sie den Schlüssel. Die gerichtliche Verschreibung soll morgen gleich geschehen. Das Protokoll können wir indeß sofort vollziehen. Warten Sie gefälligst einen Augenblick.“

Der Rechtskundige schrieb noch einige Formalitäten unter die Verhandlung und las das Ganze vor. „So, wenn Sie nun unterschreiben wollen?“ hielt er dem Käufer die Feder hin.

Der Privatier setzte sein „Friedrich Schlaumaier“ unter das Protokoll und ging ab.

Bald darauf erschien er im Bureau des Anwalts die Kaufsumme in lauter Pfandbriefen auf den Tisch zählend.

Sodann begab er sich eilenden Schrittes in seine neue Behausung. In atemloser Hast war er in dem verhängnisvollen Schatzzimmerchen angelangt. Es ist schwer zu beschreiben, welche trostlose Grimasse er schnitt, als er sah, daß das Nest mit seinen Goldvögeln ausgehoben war. Wie ein Rasender fuhr er sich mit beiden Händen in die Haare und rief mit wutgedämpfter Stimme: „Das hat der vermaledeite Bocksfuß gethan.“ Jetzt durchgriff er den Hohlraum der ausgeraubten Kapelle; alles war verschwunden bis auf elende zehn Dukaten und einen Faden Papier.

Er warf einen Blick auf die vergilbte Handschrift. „Also 10 000 Gulden sind mir gestohlen worden,“ knirschte er, zerknitterte die Urkunde und warf sie in einen Winkel. Nun rannte er das Zimmer auf und ab und überlegte in lautem Selbstgespräche, was zu thun sei. Den Diebstahl gerichtlich anzuzeigen, getraute er sich nicht, da er in den schweren Verdacht geraten konnte, der Dieb selber zu sein. Den Zwickauer zu belangen, getraute er sich auch nicht, weil dieser wissen mußte, warum er das Haus um einen so hohen Preis ersteigerte. Sedenfalls wäre seine Absicht klar geworden, daß er den Schatz an sich selber bringen und die Gemeinde darum betrügen wollte.

Nachdem er sich gehörig ausgelebt, ging er kleinlaut nach Hause, unschlüssig darüber, was zu machen sei. Seine Frau, die ihm erwartungsvoll entgegen gekommen war, ließ er mit einigen schnurrigen Worten abfahren und verschloß sich in sein Zimmer. Die Nacht war indessen herangebrochen. Für Schlaumaier sollte es eine lange, schlaflose Nacht werden; denn in seinem Leben nie hatte er ein so schlechtes Spiel gespielt. Des andern morgens in aller Frühe begab er sich abermals in sein so teures Haus; er durchsuchte nochmals alle Winkel des Schatzzimmerchens und war eben im Begriffe, das in der Ecke liegende Testament zu entfalten, als plötzlich zwei Gendarmen unangeklopft in das Zimmer



Darinnen erglänzten zwei Reihen Säulen, aufgebaut aus lauter blinkenden Dukaten.

traten und ihn ohne Umstände baten, den gehobenen Schatz sofort abzuliefern. Schlaumaier erbläste; seine Knie bebten, und er wollte rasch die zerschnittene Urkunde verstoßen in die Tasche schieben, als die Männer des Gerichts ihm das verhängnisvolle Papier abverlangten einen flüchtigen Blick auf dessen Inhalt warfen und den Bestürzten im Namen des Gesetzes arretierten. Er mußte den Gendarmen folgen; da half kein Sträuben und keine Widerrede. Denn durch einen anonymen Brief, der heute Morgen eingelaufen war, wurde er als Schatzheber angeklagt, und er mußte sich zunächst eine Hausfuchung gefallen lassen.

Man war erstaunt, nebst einer beträchtlichen Anzahl unversteuerter Wertpapiere viele Tausend Gulden in Gold bei ihm vorzufinden, und der Verdacht, den Schatz an sich gebracht zu haben, steigerte sich fast zu Gewißheit.

Der arme Geldmann mußte in die Untersuchungshaft wandern. Er wurde eingesperrt in ein erbärmliches Gemach zur ebenen Erde mit einem kleinen Gitterfenster. So kam der Fuchs in die Falle. Da hatte er Zeit, über sein Schicksal nachzudenken. Die folgende Nacht sollte noch schrecklicher werden, wie die vorhergehende.

In wildem Grimme wälzte er sich auf der harten Britsche, und ein eisiger Frost durchrieselte seine Glieder. Alle begangenen Sünden zogen an seiner Seele vorüber als drohende Rachegeister und schienen sich zu seinem Untergange zu verschwören. Da hatte er die Not einer Witwe benützt, um sich zu bereichern, dort arme Waisen um das Erbe gebracht, und manche vertrocknete Thräne klebte an den Bucherzinsen, die er der Armut erpreßt. Doch all diese Gewissensangst wich als Schattenbild in den Hintergrund vor der entsetzlichen Furcht, daß jetzt die nachforschende Justiz die Unthaten seiner Habsucht ans Licht ziehen werde, um ihn zur ewigen Schande dem Arme der Gerechtigkeit zu überliefern. Zucht- haus, Galgen, Henkerbeil und tausend Schreckbilder verwirrten seine erhitzte Einbildungskraft. Er raffte sich vom Lager auf und machte Licht. Da pocht es leise am Gitterfenster. Er schaut erschrocken empor. Es warf eine dunkle Gestalt einen unheimlichen Schatten auf die Fensterscheiben. Er glaubte, das müsse der leibhaftige „Gottseibeimir“ sein, der jetzt komme, um seine arme Seele abzufordern; doch es war nur Zwickauer, der mit gedämpfter Stimme sprach: „Machet auf!“ Der Bucherer atmete leichter, trat herzu und öffnete behutsam die Flügelscheibe. „Was wollt Ihr, Halunke?“ murmelte er — „Ihr habt mich ins Elend gestürzt!“

„Eben darum komme ich, um Euch daraus wieder zu befreien,“ war die Antwort.

„Wie könnt Ihr das?“

„Nichts ist einfacher,“ sprach Zwickauer, „hier habt Ihr einen leeren Zettel und einen Bleistift. Schreibt darauf, was ich Euch vorsehe!“

Zögernd nahm der Gefangene das Papier entgegen und der Schneider diktierte:

„Liebe Frau, gib sogleich dem Zwickauer 3 000 Gulden, dann bin ich morgen wieder frei.

Dein unglücklicher

Friedrich Schlaumaier.“

„Nun, warum wollt Ihr nicht schreiben?“ fragte der Schneider den Zögernden.

„Weil ich Euch nicht traue.“

„Ich schwöre Euch,“ versicherte Zwickauer, „wenn Ihr mir heute Nacht noch das Geld durch euer Weib zurückgeben laßt, um das Ihr mich betrogen habt, gehe ich morgen in aller Frühe aufs Rathhaus, hinterlege dort den Schatz und erkläre Euch für unschuldig.“

Schlaumaier schrieb und schob den Zettel zum Fenster hinaus. „Zwickauer,“ sprach er — „ich habe 4 000 statt 3 000 Gulden für Euch notiert — gebt mir die Hand — habt Erbarmen — seid ehrlich!“

Der Schneider drückte ihm die dargebotene Rechte und verschwand wortlos in der Nacht.

Trotz des Hoffnungsstrahls, den Zwickauers Erscheinen ihm angefaßt — quälten ihn tausend Zweifel und Ängsten. Ein Tag in der Hölle dachte ihm nicht qualvoller, als diese Nacht. „Wird der Schneider Böses mit Gutem vergelten?“ fragte er sich, als der erste Morgenstrahl durchs Fenster drang.

Ja, der ehrliche Schneider hatte Wort gehalten; denn bald nach Anbruch des Tages klinkten die Schlüssel im Kerkerthor — der Gerichtsdiener trat herein und wünschte ihm Glück zu seiner Befreiung.

Als Schlaumaier geknickt nach Hause schlich, murmelte er vor sich hin: „Den Spott der Leute über meine mißlungene Spekulation wollte ich gerne ertragen — wenn nur schon das Donnerwetter meiner Frau über mich ergangen wäre!“

Zwickauer aber erhielt außer den 4 000 Gulden, die ihm Frau Schlaumaier ausbezahlt hatte, auch noch von der Gemeinde für die Beibringung des Schatzes eine Belohnung von 1 000 Gulden.

„Ach Gott,“ seufzte er, als er das Geld einstrich, „wenn nur meine gute Sabine das noch erlebt hätte — zehn blanke Gulden gäbe ich darum!“ Eine Thräne der Freude und Barmut neigte sein Auge und er drollte von dannen.

Anekdoten.

Ein nicht sehr geistreicher Dichter fragte einen schalkhaften Maler, worin der Unterschied zwischen der Poesie und Malerei bestünde. Dieser gab ihm zur Antwort:

„Der Dichter malt mit Worten; der Maler aber spricht mit dem Pinsel.“

„Aber, Herr Hauptlehrer, wie kommt es denn daß Ihr Durst alle Jahre größer wird?“

„Warum sollte mein Durst nicht wachsen, wenn die Schuljugend sich jährlich vermehrt und meine Buben wie die Haringe aufeinander sitzen?“

Ein blutjunges Mädchen wurde zu einer Heirat mit einem Witwer gezwungen. Als der Pfarrer sie vor dem Traualtar fragte: „Willst Du diesen Hans Jakob u. s. w. zu deinem Manne nehmen?“ sagte sie treuherzig:

„Hochwürden, Sie sind der erste, der mich fragt, ob ich will.“

Ein Herr befahl beim Ausfahren seinem Diener zu sagen, wenn ein gewisser Herr käme, daß er den Mittag über nicht zu Hause sein würde. Treuherzig fragte der Diener:

„Was soll ich denn aber sagen, wenn er nicht kommt?“



„Was zählst Du denn da an den Fingern ab, anstatt die Stiefel zu flicken?“ fragte ein Schuster seinen Lehrling.

„Ich rechne heraus, wieviel böse Weiber im Hause sind.“

„Nun wieviel hast du denn herausgebracht?“

„Mit der Meisterin sind es gerade fünf.“ — Wupp, saß dem Jungen eine Ohrfeige hinter dem Löffel.

„Nein, nein!“ verbesserte er sich weinend, „ohne die Meisterin sind es nur vier!“

Weltbegebenheiten

im Zeitraume vom Juli 1886 bis Juli 1887.

So ein Jahrlein wandert pfeilschnell vorüber, enthält aber in unserer raschlebigen Zeit so viel des Neuen und Erwähnenswerten, daß es für den Kalendermann keine Kleinigkeit ist, auf so wenig Raum das bunte Treiben der Welt im verklossenen Jahre abzuspiegeln. Fangen wir bei uns selbst an, bei unserm

Deutschen Reich.

Da wollen wir zunächst des freundigen Ereignisses gedenken, daß unser allverehrter Kaiser mit dem 22. März 1887 seinen 90. Geburtstag gefeiert hat. 90 Jahre sind eine schöne Zeit und ein Gnadengeschenk Gottes, besonders wenn man seinen Geburtstag noch in solcher Mütigkeit feiern kann, wie unser Kaiser. Das war ein Jubeltag in ganz Deutschland;

in Berlin kamen zur Gratulation 80 Mitglieder der europäischen Fürstenfamilien zusammen, ganz Europa war vertreten. Die Nation selbst bereitete dem Jubilar, wie er sich selbst äußerte, das schönste Geburtstagsgeschenk durch den glänzenden Ausfall der kurz vorher erfolgten Reichstagswahl. Wer erinnert sich nicht an die erregte Zeit, da am 14. Januar der Reichstag aufgelöst wurde, weil er aus nörgelhaften Gründen der Militärvorlage nicht zustimmen wollte. Aber das deutsche Volk stand zu seinem Heldenkaiser und dem bewährten Lenker von Deutschlands Geschicken, dem Reichskanzler von Bismarck und zum großen Schlachtenmeister Moltke und wählte eine Mehrheit für das sogenannte Septennat in den Reichstag, das dann auch sofort genehmigt wurde. Unsere Soldaten müssen jederzeit parat

stehen; und sie sind gerüstet nicht nur auf dem Papier, sondern in Wirklichkeit. Der greise Kaiser und seine 2 Paladine aber mögen noch lange zum Segen Deutschlands erhalten bleiben! Von den Reichstagsarbeiten soll nur erwähnt werden, daß die soziale Gesetzgebung zum Segen der Arbeiter und Hülfbedürftigen eine immer größere Ausdehnung gewinnt. Wird die Unfallversicherung hunderte von Arbeitern unterstützen, so kommt die Krankenversicherung tausenden und die bevorstehende Altersversorgung hunderttausenden zu gute. Das alles anerkennen die Unstürzler, die Sozialdemokraten nicht; sie wühlen und schüren im Dunkeln, wie die Maulwürfe, gegen Gesetz und Ordnung. Hütet Euch vor ihnen, tretet ihren Absichten überall entgegen; ihre Grundsätze sind ein Giftkraut, das die Lust verpestet und den Boden, auf dem es wächst. — Staat und Kirche sind ausgesöhnt, der sogenannte Kulturkampf ist beendet. Der Papst ist zufrieden und die preussische Regierung auch. Also können auch wir zufrieden sein. — Aus unsern Kolonien ist nicht viel zu melden. Da muß zuerst die Arbeit Wurzel fassen, bevor von Erfolg die Rede sein kann. Der Reichstag hat zur Erforschung der Hinterländer, insbesondere von Kamerun, das nötige Geld bewilligt. Auch die deutsche Besitzung in Ostafrika, die dem Sultan von Sansibar ein Pfahl im Fleische ist, erweitert sich von Jahr zu Jahr. — Unsere westlichen Grenznachbarn, die Elsäßer, werden etwas fürsorglicher unter die Fittiche des deutschen Reiches genommen werden müssen. Der verstorbene Statthalter glaubte, durch Gutmütigkeit, Nachsicht und noble Selbstverläugnung dieselben gewinnen zu können — aber dafür entwickelten sie keinen dankbaren Sinn. Der neue Statthalter, Fürst Hohenlohe, rupft als gewandter Gärtner das Unkraut nach und nach aus. Viel Staub hat die Verhaftung des französischen Polizeikommissärs Schnäbele aufgewirbelt, der wegen Spionage aufgegriffen wurde. Da bliesen die französischen Blätter schon in die Kriegstrompete. Aber Bismarck ließ sich nicht in Harnisch bringen und gab Schnäbele wieder frei.

Wir in Baden stehen nicht weit von der Grenze, und uns geziemt es wohl, deutsch zu sein bis ins innerste Mark und festzuhalten an den großen Erbschaften von 1871. Ein leuchtendes Vorbild ist uns in dieser Hinsicht unser geliebter Landesfürst, der uns in Leid und Freud' treu vorangeht. Der Erbgroßherzog ist genesen und gekräftigt aus Cannes zurückgekehrt; wollen wir wünschen und hoffen, daß er dauernd seine Gesundheit erlangt haben mag.

Unser geliebter Kaiser hat auch dieses Jahr dem schönen Bodensee einen kleinen Besuch abgestattet. Wie seit vielen Jahren, kam er von Gms auf seiner Reise nach Gastein zu der Großherzoglichen Familie auf die Mainau. Sein Aussehen war frisch und gesund, und die Seebewohner haben ihn aus vollem Herzen mit freudigem Hurrah begrüßt. Wir hoffen, daß die Seeluft und die Salzburger Alpen einen wohlthätigen Einfluß auf die Gesundheit unseres geliebten Kaisers ausüben! Wir am See da oben aber rufen freudig: Auf Wiedersehen!

Der Landesverratsprozeß gegen die Gsässer Klein und Genossen hat auch klar an den Tag gebracht, daß die Spionage von der französischen Regierung systematisch und mit Geld betrieben wird. Den französischenfreundlichen Gsässern aber dürfte es vor dem Reichsgericht in Leipzig etwas unheimlich werden.

Frankreich.

Da sieht es böß drein. Eine drückende Last von Schulden und viele Schreihälse! Man hält das Volk durch die Deutschenheke, die einen ganz bedenklichen Charakter angenommen hat, ständig in Atem. Die Deutschen sind gehaßt! Nichts Deutsches wird gekauft! Ja nicht einmal deutsche Dichtung und Musik darf in Frankreich gelesen und gespielt werden! Ihr Kriegsminister Boulanger ist ihr Abgott; er ist so recht die verkörperte Revanche. Sie gewähren ihm Millionen für seine Soldaten, Festungen, Mobilmachungspläne. Aber die Regierung ließ den gefährlichen Volkemann über die Klinge springen: es hat sich ein neues Ministerium unter Rouvier gebildet — das zweiundzwanzigste seit 1870 — und Boulanger mußte um einige Stufen tiefer von der Staffel seines Ehrgeizes herabsteigen. Als gewandter Komödiant hat er das mit möglichst vielem Knalleffekt fertig gebracht.

Boulanger bleibt der Abgott des Pariser Pöbels. Trotzdem es erwiesen ist, daß er ganz unsaubere Geschäfte gemacht und sich zum Diktator aufzuwerfen gedachte, ruft das Volk der Republik dennoch: Hoch Boulanger! Die Regierung hat ihn aber als Kommandanten in Clermont fast gestellt. Hoffentlich hat er damit seine Rolle ausgespielt.

Für die Deutschen in Paris ist es gegenwärtig eine schlimme Zeit — sie werden allerorts so feindselig behandelt, daß fast jeder Deutsche eine besondere Schutzwache braucht, wenn er nicht dem ungestaltlichen Paris den Rücken kehren will. Mit

Oesterreich

leben wir stetsfort in freundschaftlichem Bündnis. Die Deutschen haben es in Böhmen, Ungarn, Sieben-

bürgen zwar nicht am schönsten, und Czechen, Magyaren und Slaven sind keine Freunde ihrer deutschen Brüder. Die Oesterreicher haben auch ihr Militär verstärkt, ihre Aufmerksamkeit ist Rußland besonders zugewandt. Dem Bündnis Deutschlands mit Oesterreich hat sich auch

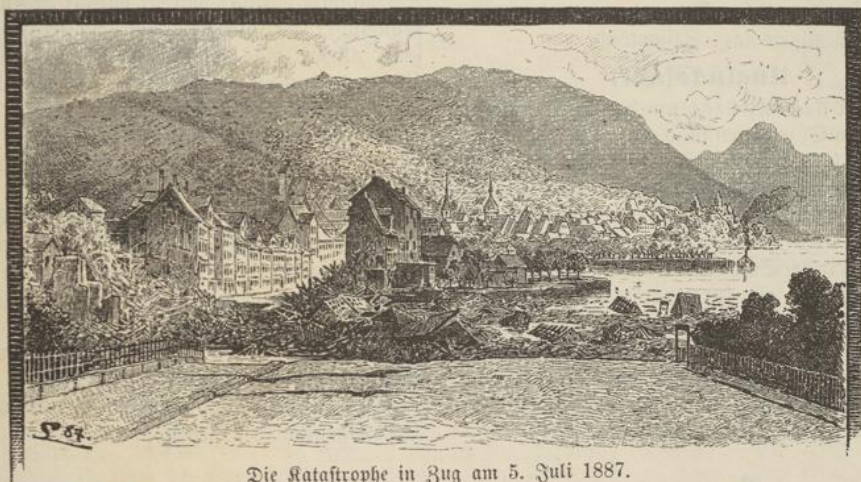
Italien

angeschlossen. Die Italiener hatten mit ihrem Besitz am roten Meer, Massana, Unglück. Die Abessinier haben die italienische Besatzung angegriffen und es wird weiterer Kämpfe bedürfen, um den Besitz zu sichern. In

Rußland

gehts alsfort russisch zu. Es ist betrübend, auf der einen Seite sehen zu müssen, wie die Nihilisten fort-

garenfürsten haben die Russen inmitten der Nacht in seinem Palaste zu Sofia gefangen setzen lassen und sehr unfein behandelt. Er hat abgedankt. Er ist gegangen, den Dank aller edelgesinnten Bulgaren mit sich nehmend, die Bewunderung aller großdenkenden Menschen mit sich tragend. Seither sind die Bulgaren auf der Suche nach einem Fürsten gewesen und haben sich nun endlich einen gewählt. Am 7. Juli trug die Sobranje dem Prinzen Ferdinand von Coburg (geb. 1861, Sohn des Prinzen August von Coburg) die Krone an. Der Prinz hat zugesagt, wird aber erst Ja und Amen sagen, wenn er von den europäischen Fürsten als ihr Kollege aufgenommen worden ist. Der Kalenderreiber kann hier weiter nichts prophezeihen und muß deshalb die Bulgaren verlassen. Mögen sie ihre Unabhängigkeit



Die Katastrophe in Zug am 5. Juli 1887.

während das Leben des Kaisers bedrohen, der sich in seinem sichern Gatschina nicht mehr geheuer fühlt; andererseits ist es aber auch befremdlich, daß vom Kaiser nichts geschieht, dem Lande aufzuhelfen, eine Verfassung zu geben u. s. w. Knute, Galgen und Sibirien sind bekannte Regierungsmaßregeln. Die Deke gegen die verhassten Deutschen wird auch in Rußland unbehindert fortgesetzt. Armer Deutscher, du wirst so viel gehaßt und verdienst es wahrlich am wenigsten! Auf der

Balkanhalbinsel

sind die Zustände nicht besser geworden. Die Kleinen streiten sich herum, und wenn sie sich genug gebalgt haben, kommen die Großen und stecken sie in den Sack. Aber die sind nie darüber einig, an wem die Reihe des Einsteckens ist. Den edeln, braven Bul-

bewahren und möge ihr zukünftiger Fürst in die Fußstapfen des edlen Alexander treten. Bei den anderen Staaten geht es so, wie sie's treiben und wie sie getrieben werden. Die Türken machen zu all dem einmal ein heiteres Gesicht, dann wieder eine Faust im Sack, manchmal rasseln sie sogar mit dem Säbel, — aber erschrecken dadurch niemanden mehr. Die

Engländer

lauern bald da, bald dort, wo sie ihres Geldes los werden können. Sie haben so viele Besitzungen, daß sie nach neuen stetsfort lüstern werden. Sie fischen meistens im Trüben und machen dabei manchen guten Fang. Geld regiert die Welt!

In Irland will es nicht besser werden; die irischen Pächter wollen die Wohlthaten der reichen englischen Lords noch nicht recht verstehen. Gladstone hat dem

Minister Salisbury weichen müssen und, wie das in England so ist, schaukeln sich die zwei, bis der obere wieder hinunter kommt.

Die Königin feierte dieses Jahr im Juni ihr 50 jähriges Regierungsjubiläum, was für die Engländer natürlich ein freudiges Ereignis war. Die Herrscherin wurde, wo sie sich zeigte, mit großem Jubel begrüßt. Ihr Gemahl, der Prinz Albert von Sachsen-Coburg, ist bereits vor 26 Jahren gestorben, so daß die Königin seither allein steht. Sie hat harte Regierungsjahre hinter sich, welche man wohl im großen und ganzen als segensreiche für England bezeichnen kann. In

Belgien

haben die Sozialisten viel Unheil angerichtet. Die Regierung muß alle ihre Kräfte anspannen, um mit ihnen fertig zu werden. Sie verlangen neben andern Dingen auch allgemeines Stimmrecht.

Unglücksfälle.

Auch von Unglücksfällen hat der Chronist zu erzählen. In Oberitalien fand am Aschermittwoch ein großes Erdbeben statt. Viele Orte sind durch die Erschütterung ganz verschüttet worden; viele Tausende von Menschenleben sind zu beklagen, und unsäglicher Jammer ist über die Gegend gekommen. Die Stöße wurden auch in der Schweiz und sogar bei uns verspürt.

In Paris hat ein furchtbarer Theaterbrand viele Menschenleben gefordert. Das Theater war alt und baufällig und die kurz zuvor beantragten Sicherheitsmaßregeln hatten keine Beachtung gefunden.

Im Hamburger Hafen brach ein Brand aus, dem drei englische Schiffe zum Opfer fielen.

Im Schächenthal, bei Spiringen, im Kanton Uri hat ein großer Bergsturz sechs Personen in ihren Hütten verschüttet.

Nicht genug am Bergsturz im Schächen, hat sich auch noch bei Zug am Zugersee am 5. Juli eine erschütternde Katastrophe ereignet. 38 am schönen Gestade des Sees gelegene Gebäulichkeiten, in der Nähe des Bahnhofes sind urplötzlich in die Fluten des Sees untergetaucht, ohne merkliche Vorzeichen geschah dies furchtbare Ereignis, so daß etwa 15 Personen ihren Tod im See fanden. Es ist schaurig, sich vorzustellen, wie auf einmal der feste Boden unter den Füßen weicht und versinkt mit allem, was darauf steht und lebt. Der schweizerische Geologe Heim hat dargethan, daß das Unglück verursacht wurde durch den unterm aufgefüllten Kiesboden befindlichen Seeschlamm, welcher von der darauf liegenden Masse gequetscht, ins Rutschen kam und seebwärts glitt samt allem, was Menschenhand auf ihn gebaut. Ob das Unglück seinen Abschluß gefunden, kann zur Zeit noch nicht festgestellt werden.

Auch dieses Jahr hat der Tod in der Reihe berühmter Männer manche fühlbare Lücke gerissen. Wir nennen nur folgende Namen:

Leopold von Ranke, der allbekannte Geschichtsschreiber; Karl von Piloty, Kunstmaler in München; Franz Liszt, bedeutender Komponist und der größte Klavierspieler; Mayer Karl von Nothschild, Chef des berühmten Frankfurter Banquenhauses; Friedrich Ferdinand von Beust, österreichischer Minister des Auswärtigen; Johannes Scherr, Litterar-Historiker und Schriftsteller; Pater Beck, Ordensgeneral der Jesuiten.

Auflösung des Rätsels.

Papa.

Jahrmarkt-Berichtigungen.

Nachstehende Jahrmarkt-Berichtigungen sind uns während dem Druck des Kalenders vom Großh. Statistischen Bureau zugekommen:

Eberbach hält nur 2 Ab, je einen im Febr. u. März, Abhaltungstage hierfür werden besonders bestimmt. Engen hält S'echt jed. Mont., w. Feiert. Samst. vorh. Grohherrschwand (Schellenberg) 8 20. Okt. Herbolzheim 8 5. Jan., 3. Febr., 2. März, 6. April, 4. Mai, 8. Juni, 6. Juli, 3. Aug., 7. Sept., 5. Okt., 2. Nov., 7. Dez.

Karlruhe Großschlachtviehm. jeden Montag; Kleinviehm. jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag, wenn Feiertag, Tags nachher.

Kenzingen S'echt jed. Dienst., wenn Feiert. Tags vorh. Osterburken hält K'schf am 16. Okt. statt 17. Okt. Seppenheim (Hessen) hält K am 13. März (2) statt 20. März und am 20. Aug. (2) statt 7. Aug.



Gouvernante: „Die Unsitte des Rauchens nimmt immer mehr überhand; selbst Damen rauchen Cigarren — freilich nur emanzipierte.“

Linchen: „Was für sind das?“

Marie: „Vermutlich eine leichtere Sorte!“